L.g.a. 363/17

Sammlung
der
vorzüglichsten
deutschen Classiker.

Ein Hundert und zehnter Band.

J. G. v. Herders Werke, XVII.

Schöne Literatur und Kunst.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutschen Classiker.
1821.

Fragmente zur Deutschen Literatur,

von

Johann Gottfried von Herder.

Herausgegeben durch

I. F. Heyne.

Erste Sammlung.

Mit Grosh. Badisch. gnäd. Privilegio.

CARLSRUHE,

im Bureau der deutschen Classiker.

1821.

J. G. v. Herders
sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Erster Theil.

Fragmente zur deutschen Literatur.

Erste Sammlung.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Bureau der deutschen Classiker.
1821.

Fragmente
zur
Deutschen Literatur.

Erste Sammlung.

I.

Allerdings ist auch die Sprache einer Nation ein beträchtliches Stück in der Literatur derselben, und wer über diese schreibt, wird schon durch den Namen erinnert, jene nicht aus der Acht zu lassen. Man kann die Literatur eines Volks, ohne seine Sprache nicht übersehen — durch diese jene kennen lernen — durch sie auf manchen Seiten ihr unvermerkt beikommen; ja beide mit einer Mühe erweitern; denn großen Theils geht ihre Vollkommenheit in ziemlich gleichen Schritten fort. Nicht als Werkzeug der Literatur allein muß man die Sprache ansehen; sondern auch als Behältniß und Inbegriff; ja gar als eine Form, nach welcher sich die Wissenschaften gestalten — und nutzt man diese drei Gesichtspunkte recht: so wird uns ein philosophisches Sprachenstudium gleichsam ein Vorhof scheinen, sich dem Tempel der Literatur zu nähern.

Ist die Sprache Werkzeug der Wissenschaften: so ist ein Volk, das ohne poetische Sprache große Dichter, ohne biegsame Sprache glückliche Prosaisten, und ohne genaue Sprache große Weise gehabt hätte, ein Unding. Man trotze meiner Behauptung, und übersetze Homer in das Holländische, ohne ihn zu travestiren: man bringe einen schlüpfrigen Crebillon in das Lappländische, und den Aristoteles in eine der wilden Sprachen,

die keinem abstrakten Begriff Herberge geben. Sollte man nicht in jedem Gebiet der Wissenschaften Gedanken und Schriften haben, die für diese und jene Sprache durchaus unübersetzbar sind?

Wenigstens ist eine Mundart, in welcher die Literatur, entweder von selbst hervor geschossen, oder hinein gepfropft ist — unendlich von einer andern unterschieden, die man in Absicht der Wissenschaften Idiotisch nennen muß. Und es mußten, wie mich dünkt, von der Natur besondere Geister dazu ersehen werden, ihre rohe Sprache zu den Wissenschaften, oder wenn man lieber will! die Wissenschaften in der Sprache zu bilden. Da diese nun ihren innern Beruf fühlten, daß sie gebohren wären, um ungedachte Dinge zu denken, und ungesagte Worte zu sprechen: so folgten sie dieser Stimme; sie verwüsteten die Sprache, um zu schaffen, jedes Hinderniß ward ihnen wie nichts, und zum Denkmal einer That; sie wurden Schöpfer und Gesetzgeber und Muster. Die Sprache ward, wie Sokrates sagt, die Bezähmerin der Wilden, und wie man dazu setzen kann, eine bildende Schöpferin in den Wissenschaften.

Wer also seine Sprache zur Weltweisheit, zur Prose und Poesie zu bereiten sucht: der ebnet eben damit den Boden, daß er Gebäude und Palläste trage. Oder noch mehr! er liefert dem Schriftsteller Werkzeug in die Hände; dem Dichter hat er Donnerkeile geschmiedet: dem Redner seine Rüstung geglänzet: dem Weltweisen Waffen geschärfet, und jedem andern, der bloß für das Auge dastehet, hat seine vorräthige Hand, Anzug, Putz, und wie

oft auch damit seine ganze Würde und Schönheit verschaffet. Nur Schade! daß Jupiter das Verdienst seiner unterirdischen Cyklopen so wenig erkannte, und daß eine Schöne so selten die allmächtige Hand küsset, die ihr Anstand und Grazie anschuf. Die Anwendung hievon auf die Cyklopen der Sprachkunde mag Johnson seinen Engländern sagen: „Man „sieht sie für Leibeigne im Reich der Wissenschaften „an, die dazu verdammt sind, auf dem Pfade der „Erkenntniß und des Witzes, nur die Dornen und „Hecken auszurotten."

Ich gebe es gern zu, daß die Helden und Halbgötter in der Literatur keine Vorläufer nöthig haben mögen, um vor ihnen den Weg zu ebnen, sondern daß sie eben damit Herkuls Ruhm erlangen, wenn sie seine Thaten thun — Berge abtragen, Ungeheuer ausrotten, Schwierigkeiten überwinden und Ziele ereilen; und das alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken — allein wenigstens kann man ihren schwächern Nachfolgern, ihren Brüdern aus menschlichem Geblüt zu Hülfe kommen, die sich sonst auf ihrem Kunststück mit schlechtem Werkzeuge quälen, und nachher doch wohl ihre Arbeit zur Schande ausstellen, oder zu eigner Schaam verbergen müßten. Kann man diesen ihre Instrumente bequemer, leichter, faßlicher machen: so erleichtert man ihnen wenigstens jene undankbare Mühe, die nachher ihrem Kunststück so selten anzusehen ist.

Ich gebe es ferner zu, daß nicht Sprachkünstler, sondern Arbeiter auf eigne Hand die ersten sind, die Sprache jeder Gattung der Schreibart so anzupassen, daß beide zusammen zu wachsen scheinen;

hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr, als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf, als hundert Leichenfackeln der Grammatiker. —

Ja ich gebe noch mehr zu: Sprach- und Schulmeister sind die ersten, die die Sprache verderben, daß sie, wie sie sie wollen, zu nichts taugt. Sie polirten das Instrument so lange, bis es gut zum Anschauen und Aufhängen ward: sie krümmeten, und dehnten, bis es schwach, bis es verunstaltet wurde: sie schnitzelten am Bogen, bis er brach — unselige Kunstrichter, und Regelnschmide; — Allein um so gelegener und wie gerufen sollten solche kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen regellosen Unbesonnenheit Wunder thut. Desto angenehmere Gäste sollten uns die seyn, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben, und alte Geheimnisse in ihr verrathen wollen, auf die freilich mancher Pancirolli unter seinen rebus deperditis nicht hat kommen können.

So weit, kann ich mir doch nicht einbilden, so weit ists doch mit uns gewiß noch nicht, daß wir uns unsere Sprache gemacht haben, wozu wir sie wollen? was sie seyn kann, und seyn soll? denn kaum und nochmals kaum — haben wir sie so, wie sie gewesen ist. Wie? ist denn alles, was zum dichterischen, prosaischen und philosophischen Ausdruck gehört, schon so genau bestimmt, daß die Sprachlehre des Dichters und des Prosaisten ihm zur allgemeinen Casuistick dienen kann? Ist in ihr alles

so entwikelt, und ausgefaltet, daß dem Poeten und Philosophen während dem Schreiben keine Runzel, kein Knote mehr unter die Hand laufen muß, der ihn aufhält? Wäre man denn auch, wenn man gar kein Sonderling im Styl seyn will, wären denn auch nur die gewöhnlichen Postgänger der Schreibart, auf ihrer alten geschlagenen Landstraße, vor allem Straucheln sicher? Sollte auch Lesern von ziemlich gesunder Verdauung nicht oft etwas härtliches aufs Herz stoßen? Sollte unsere Sprache schon so weit seyn, daß man in ihr, und in jeder Gattung der Schreibart alles so sagen könnte, als man es sagen will, und muß, so sagen könnte, daß nichts außer und über dem Gesagten ist? Kurz! ist die Sprache, als Werkzeug der Literatur vollkommen, schön, bequem genug? —

Will man die Antwort auf diese Fragen, so schlage man unsere besten Uebersetzer auf, die oft nicht zu übersetzen wissen, unsere beste Journale auf, die oft nicht zu entscheiden wissen, unsere besten Grammatiken und Prosodien auf, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien sind. Griechen und Römer, wären sie auch in allem, was sie in der Sprache dachten, so weit unter uns, als es uns oder ihnen belieben mag — in dem, wozu sie die Sprache machten, waren sie weit über uns. Was sie mit dem Werkzeuge ausgerichtet haben, mag viel oder wenig seyn; aber wie sie über ihrem Werkzeuge selbst sich Mühe gaben, läßt sich nicht verkennen, und sollte ein großer Theil ihrer glücklichen Unternehmungen nicht eben durch diese vor- und nebenanlaufende Mühe erleichtert seyn? Wie arbeite-

ten sie nicht an ihrer Sprache, und darum gerieth ihnen auch in derselben die Arbeit so gut.

Man sollte nicht glauben, wie dürftig die unsere, auch an den unentbehrlichsten Hülfsmitteln sey, wenn man die Hülfsmittel, insonderheit nach ihrem Innern, als Instrumente der Wissenschaften betrachten will. Wenn jener Arabische Weise sechzig Kameele allein mit den Wörterbüchern seiner Sprache beladen konnte: so gehört kaum ein Maulesel dazu, unsern Frisch und unsern Bödiker wegzutragen: denn die meisten unserer vielen deutschen Gesellschaften haben an dieß edle Unternehmen auch nicht im Traume gedacht, ihre Sprache zum vollkommenen Werkzeug der Wissenschaften zu machen, auch nur so fern dieß Machwerk mechanische Arbeit forderte: und was haben wir also aufzuzeigen, wenn uns ein Grieche und Römer in unserer philosophischen Werkstätte und Rüstkammer zuspräche?

2.

Nun ist aber die Sprache mehr als Werkzeug: sie ist gleichsam Behältniß und Inhalt der Literatur — wie viel freyes Feld geben uns diese Worte zu übersehen, zu bearbeiten, zu nützen?

Wenn Wörter nicht bloß Zeichen, sondern gleichsam die Hüllen sind, in welchen wir die Gedanken sehen: so betrachte ich eine ganze Sprache als einen großen Umfang von sichtbar gewordenen Gedanken, als ein unermeßliches Land von Begriffen. Jahrhunderte, und Reihen von Menschenaltern legten

in dies große Behältniß ihre Schätze von Ideen, so gut oder schlecht geprägt sie seyn mochten: neue Jahrhunderte und Zeitalter prägten sie zum Theil um, wechselten damit, und vermehrten sie: jeder denkende Kopf trug seine Mitgift dazu bei: jeder Erfinder legte seine Hauptsumme von Gedanken hinein, und ließ sich dieselbe durch Wucher vermehren: ärmere liehen davon, und schafften Nutzung — falsche Münzer lieferten schlecht Geld, entweder zur Erstattung des Geborgten, oder sich ein ewiges Andenken zu prägen — Heldenmäßige Räuber wußten sich blos durch Raub und Flammen einen Namen zu machen — und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht, und Vorschub thun kann, die aber, sie sey und habe was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt. —

Jedes Buch ist ein Beet von Blumen und Gewächsen; jede Sprache ein unermeßlicher Garten voll Pflanzen und Bäume: giftig und heilsam, nahrhaft und dürre, für Auge, Geruch und Geschmack, hoch und niedrig, aus allen Welttheilen und mit allen Farben, aus mancherley Geschlechten und Arten — ein sehenswürdiger Anblick! — Wer wird hier blos den Riß des Gartens in todten Linien sehen wollen, wo der lebendige Inhalt desselben so viel zu lehren verspricht; und wer wird blos bei der dürren Form der Sprache stehen bleiben, da das Materielle, was sie enthält, der Kern ist?

Und dies Materielle der Sprachen, der große gedankenvolle Raum, den sie einschließen,

wird sich in verschiedenen Ausdehnungen betrachten lassen. Es giebt eine Symbolik, die allen Menschen gemein ist — eine große Schatzkammer, in welcher die Kenntniße aufbewahrt liegen, die dem ganzen Menschengeschlechte gehören. Der wahre Sprachweise, den ich aber noch nicht kenne, hat zu dieser dunkeln Kammer den Schlüssel: er wird sie, wenn er kommt, entsiegeln, Licht in sie bringen, und uns ihre Schätze zeigen — Das würde die Semiotik seyn, die wir jetzt blos dem Namen nach in den Registern unsrer philosophischen Encyklopädien finden: eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache.

Jede Nation hat ein eignes Vorrathshaus solcher zu Zeichen gewordenen Gedanken, dies ist ihre Nationalsprache: ein Vorrath, zu dem sie Jahrhunderte zugetragen, der Zu- und Abnahme, wie das Mondlicht, erlitten, der mehr Revolutionen und Veränderungen erlebt hat, als ein Königsschatz unter ungleichartigen Nachfolgern: ein Vorrath, der freilich oft durch Raub und Beute Nachbarn bereichert, aber, so wie er ist, doch eigentlich der Nation zugehört, die ihn hat, und allein nutzen kann — der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation! wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen, durch ihn erklären?

Alles, was dieser Nationalschatz eignes hat: Ursprung, Geschichte, und wahre Art dieser Eigenheit: Das Besondre desselben in Fächern der Armuth und des Ueberflusses: das Sehenswürdige in Gestalten der Schönheit, und in Mißgeburten: Münzen,

die wohl oder übel geprägt sind: Schaustücke, die sich durch ihre Seltenheit, oder innern Werth, oder durch ihre Geschichte empfehlen: Merkwürdigkeiten, auf bequemen oder unbequemen Stellen: Figuren von außerordentlich leichter oder besonders widrigen Stellungen — und hundert unerhörte Dinge mehr würden uns über diesen Gedankenvorrath eines Volks gesagt werden können, die jeder Eingebohrne der Sprache mit begierigem Ohr hörete. Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drey Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie ververbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn.

Ich endige diese Allegorie, um in einer andern fortzufahren. Ist die Sprache einer ganzen Nation ein Feld von Gedanken: wie viel verschiedene Gränzscheidungen und Furchen lassen sich wieder im Kleinern ziehen, die eignen Herren zugehören. So verschieden wie sie indessen sind, werden sie unter zwey Hauptabtheilungen fallen, die aber so durcheinander laufen, daß, wenn ich Feldmesser wäre, mir der Schwindel ankommen müßte; man nennt sie das Gebiet der Wissenschaften und des gemeinen Lebens. Nun zeichne, wer da will, die Gränze, die dort jede Hauptdoctrin, hier jeder merkwürdige Stand; dort jede sonderbare Denk= hier jede eigne Lebensart: dort jede Sekte, hier jede Zunft um sich ziehet, so daß jeder in dem Mate=

riellen seiner Sprache eigne Ländereien, Felder und Blumenbeete hat. Und wenn der Landmesser zugleich des Staats kundig ist, so vernünftle er darüber, was dieses ganze Heer von Dialekten für Wirkungen auf das Ganze habe, was für Nutzen es der Republick bringen könne, wie unter allen diesen Neben- und Anwohnern eine Familiennachbarschaft zu errichten und zu erhalten sey: wie sie endlich am füglichsten durch allgemeine Gesetze regiert werden müssen, daß weder die Macht des Staatskörpers, noch die Freiheit einzelner Glieder darunter leide. Die einzelnen Glieder sind merkwürdige Schriftsteller, die, wenn nicht mehr, so einen Weinstock und Feigenbaum haben, den sie selbst pflanzten und erzogen, unter dem sie also sicher und friedlich leben wollen. Und gewiß auf diese Privatpersonen und ruhige Bürger in einem Winkel der Erde dürfte wohl das meiste Eigenthum, und der meiste Schatzungsanschlag kommen: da die herrschende und gangbare Schriftsteller, die Archonten und Heerschaaren der Schreibart meistens auf Kosten anderer leben, nichts Eignes haben, und nichts abgeben können. Das letzte bestätigt ein Namenspiel aus der griechischen Sprache, die den Eigenthümer (ιδιωτης) zugleich Privatmann, und unkriegerischen Bürger nennt, und ihn dem Befehlshaber (αρχοντι), dem Tyrannen, und dem Krieger entgegensetzte.

Mit Mühe muß ich mich von dem Plane loswinden; eine Sprache, als ein Gedankenbehältniß der Menschen, einer Nation, eines Stücks der Literatur, einer Schule eines Schriftstellers anzusehen: mein Blick erweitert sich, wenn ich die Aufschlüsse betrachte,

die dadurch die abstrakte Weltweisheit, die Literatur eines Volks, jede einzelne Wissenschäft, und was das beste ist, die Kenntniß der Seele erhalten müßte. Alsdann würde man erst einzelne Schriftsteller charakterisiren können, daß ihr Bild in der Geschichte der Wissenschaften lebte: alsdann erst Schriftsteller verschiedner Nationen gegen einander stellen können, um sie zu vergleichen, ihre Verdienste abzuwägen, und aus ihnen allen Züge der Schönheit zu stehlen: alsdenn erst würde man ein Feld der Literatur aus dem andern kennen, und jedem sein Recht widerfahren lassen, so viele Feindseligkeiten endigen, die sie an einander ausgeübt: Zwistigkeiten entscheiden, die sich blos hierdurch entscheiden ließen: Unordnungen heben, die aus der Verwirrung der Unterthanen verschiedner Herrschaften, aus dem Raube nachbarlicher Wörter, und aus nächtlichen Streifereien in die anliegenden Provinzen entstanden. Verschwunden wäre alsdann so mancher vergebliche Rangstreit: leere Wörterkriege: ewige Verwirrungen und Verwechselungen der Ideen. Jedes Gebiet der Weisheit zeigte sich in seinem eigenen Lichte, bekäme auf der Charte durch seine Sprache eigne Farbe, eigene Gränzen: in der Beschreibung eigne Städte und Bewohner: eigne Producte und Verfassung, eignes Feuer und Herd. Die Encyklopädie und die Geschichte der Wissenschaften, bekäme mehr Abstechendes der Klarheit, mehr Unterschiednes der Deutlichkeit, und mehr Fruchtbares der Erfindung wegen — Man würde das Unedle, Gedankenlose verbannen, dessen sich eine Nation, eine Wissenschaft, ein Schriftsteller zu schämen hätte. Das Ideenleere, das sich in jede Scienz allmählich eingeschlichen, der falsche Ge-

schmack, den oft Jahrhunderte befestigt hatten, das Eitle, für welchen auch das Heiligthum der Gelehrsamkeit nicht sicher blieb, würde entlarvt, seines Ansehens entsezt, und verjagt werden. Man würde in dem Gedankenbehältniß einer Nation, einer Wissenschaft, eines denkenden Kopfes nichts leiden wollen, als was dessen würdig ist — Villeicht wundert sich mancher, daß ich von einer leeren Sprachmaterie so viel hoffe, allein ich habe mehr Recht, mich zu wundern, wie man noch so wenige Vortheile davon gezogen, „daß man die Sprache als ein Vehi„culum menschlicher Gedanken und den Inhalt aller „Weisheit und Kenntnisse" hätte ansehen können.

3.

Sie ist noch mehr als dies: die Form der Wissenschaften, nicht blos in welcher, sondern auch nach welcher sich die Gedanken gestalten: wo in allen Theilen der Literatur Gedanke am Ausdrucke klebt, und sich nach demselben bildet. Ich sage in allen Theilen der Literatur: denn wenn man glaubt, daß blos in der Critik der schönen Wissenschaften, in Poesie und Rednerkunst, vieles vom Ausdrucke abhängt: so setzt man dieser Verbindung zu enge Gränzen. In der Erziehung lernen wir Gedanken durch Worte, und die Wärterinnen, die unsere Jungen bilden, sind also unsere Lehrerinnen der Logik: bey allen sinnlichen Begriffen in der ganzen Sprache des gemeinen Lebens klebt der Gedanke am Ausdruck: in der Sprache des Dichters, er spreche Empfindungen oder Bilder, belebt der Gedanke die Sprache, so wie die Seele den

Körper: die ganze anschauende Erkenntniß verbindet die Sache mit dem Namen: alle Worterklärungen der Weltweisheit genügen sich am letzten — und in allen Wissenschaften hat es gute oder böse Folgen gegeben, daß man mit Worten, und oft nach Worten gedacht hat. Da ich im dritten Theile meines Buchs*) eine fragmentarische Abhandlung darüber gebe: wie der Gedanke am Ausdrucke klebe? so fahre ich hier blos im allgemeinen Tone fort.

Ists wahr, daß wir ohne Gedanken nicht denken können, und durch Worte denken lernen: so gibt die Sprache der ganzen menschlichen Erkenntniß Schranken und Umriß. Daher muß, auch blos auf das Symbolische der Denkart gesehen, ein großer Unterschied zwischen uns und höhern Wesen seyn, wenn man von beiden den Ausdruck Homers brauchen will: so heißt es in der Sprache der Menschen; aber die seligen Götter nennen es anders. Es muß diese allgemeine Betrachtung der menschlichen Erkenntniß durch und mittelst der Sprache eine negative Philosophie geben; wie weit sich die menschliche Natur in ihren Ideen nur heben sollte, weil sie sich nicht höher heben kann? wie weit man sich ausdrücken und erklären sollte, weil man sich nicht weiter ausdrüken und erklären kann? Wie vieles würde man hier ausfegen können, was wir sagen, ohne daß wir was dabei denken: falsch denken, weil wir es falsch sagten: sagen wollen, ohne daß wir es denken können. Ein Mann, der diese negative Weltweisheit hervordächte, stünde an dem Umfange der menschlichen Erkenntniß, wie auf einer Weltkugel, und wenn er über diese Schranken sein Haupt nicht erheben, und in freie Luft umher-

*) Dritte Sammlung, I. 5.

blicken könnte: so wagte er doch seine Hand hinaus, und riefe: Hier ist Leeres, und Nichts! Und der hätte in einem andern Verstande die höchste Sokratische Wissenschaft: Nichts zu wissen! Irre ich nicht: so würden sich alsdenn aus unserer ganzen Metaphysik von der Ontologie bis zur natürlichen Gottesgelahrtheit Ideen wegschleichen, denen blos die Worte Eintritt und ein falsches Bürgerrecht gegeben — und eben sind es die, über die der meiste Streit gewesen. Ueber nichts läßt sich mehr zanken, als was keine Parthei versteht, und leider! ist die Menschheit zu nichts geneigter, als erklären zu wollen, was sie sich selbst nicht erklären kann.

Wir denken in der Sprache; wir mögen erklären, was da ist, oder, was noch nicht da ist, suchen. Im ersten Falle setzen wir vernehmliche Töne, in verständliche Wörter, in deutliche Begriffe um. So lange läßt sich also eine Sache zergliedern, als Wörter für ihre Theilbegriffe da sind — und so lange eine Idee erklären, als neue Verbindungen von Wörtern sie in ein heller Licht setzen. Im zweiten Falle, der das Erfinden neuer Wahrheiten betrifft, ist die Erfindung eine oft so unvermuthete Folge verschiedener Wortverbindungen, als in der Algebra das Produkt von verschiedenen Combinationen der Zeichen nicht seyn kann: — und was kann also auch selbst in dem tiefsten Boden der abstrakten Wissenschaften die Sprache nicht für Eindrücke graben? Bey jeder Gattung des sinnlichen und schönen Ausdrucks sind diese Eindrücke schon sichtbarer und kenntlicher; und im gemeinen Leben ists ja offenbar, daß denken fast nichts anders sey, als sprechen.

Jede Nation spricht also, nachdem sie denkt, und denkt, nachdem sie spricht. So verschieden der Gesichtspunkt war, in dem sie die Sache nahm, bezeichnete sie dieselbe. Und da dies niemals der Anblick des Schöpfers war, der diese Sache in ihrem Innern nicht blos werden sahe, auch werden hieß: sondern ein äußerer einseitiger Gesichtspunkt: so ward derselbe zugleich mit in die Sprache eingetragen. Eben damit konnte also das Auge aller Nachfolger an diesen Gesichtspunkt gleichsam gewöhnt, gebunden, in ihn eingeschränkt, oder ihm mindstens genähert werden. So wurden Wahrheiten und Irrthümer aufbewahrt und fortgepflanzt, wie vortheilhafte oder nachtheilige Vorurtheile: zum Vortheil oder Nachtheil hingen sich Nebenideen an, die oft stärker wirken, als der Hauptbegriff: zum Vortheil oder Nachtheil wurden zufällige Ideen mit wesentlichen verwechselt: Fächer gefüllet, oder leer gelassen: Felder bearbeitet oder in Wüsteneien verwandelt: die drei Göttinnen der menschlichen Kenntniß, Wahrheit, Schönheit und Tugend wurden so national, als es die Sprache war.

Wenn also jede ursprüngliche Sprache, die ein Landesgewächs ist, sich nach ihrem Himmels- und Erdstriche richtet: wenn jede Nationalsprache sich nach den Sitten und der Denkart ihres Volks bildet: so muß umgekehrt die Literatur eines Landes, die ursprünglich und national ist, sich so nach der originalen Landessprache einer solchen Nation formen, daß eins mit dem andern zusammenrinnt. Die Literatur wuchs in der Sprache, und die Sprache in der Literatur: unglücklich ist die Hand, die beide

zerreißen, trüglich das Auge, das eins ohne das andere sehen will. Das ist der größte Philolog des Orients, der die Natur der morgenländischen Wissenschaften, das Naturell seiner Landessprache, wie ein Morgenländer versteht. Der ist ein origineller und nationeller Grieche, dessen Sinn und Zunge unter dem griechischen Himmel gleichsam gebildet worden; wer mit fremden Augen sieht, und mit barbarischer Zunge von griechischen Heiligthümern schwatzen will: den sieht Pallas nicht an, der ist ein Ungeweiheter im Tempel des Apollo.

Die Literatur fremder Völker und Sprachen ist oft als eine fremde Colonie unter andere Nationen eingeführt: und nothwendig hat durch diese Zusammenmischung von Ideen, und Sitten, von Denk- und Seharten, von Sprachen, und Wissenschaften, alles eine so andere Gestalt annehmen müssen, daß die Literatur ein wahrer Proteus zu seyn scheint, wenn man sie durch Völker und Zeiten und Sprachen verfolget. Entlehnte Gesichtspunkte wurden auf eine neue Art gerückt: geerbte Wahrheiten bis zum Unkenntlichen umgepräget: halbverstandne Begriffe zu Gespenstern: unrecht angesehne Gegenstände zu abentheuerlichen Gestalten: und eine Sprache, die ihre Literatur aus verschiedenen Himmels- und Erdstrichen, aus mancherlei Sprachen und Völkern her hat, muß natürlicher Weise ein Gemisch von eben so vielen fremden Vorstellungsarten seyn, die in einer oder der andern Wissenschaft Raum gewonnen. Nachdem sie aus verschiedenen Dialekten Colonien zum Anbau ihrer Gelehrsamkeit genommen: nachdem wird sie sich auch der babylonischen Sprachenmi-

schung nähern, und oft ein Cerberus seyn, der aus neun Rachen neun verschiedene Spracharten, wiewohl in reinen und eigenen Worten herausstößt. Wenn jede Sprache Eindrücke nachläßt in den Wissenschaften, die in ihr wohnen: so muß man es unstreitig der Literatur ansehen können, in wie vielen Händen und Formen sie gewesen: in wie mancherlei Sprachen über sie sey gedacht worden.

Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen, und so wird wieder sein Vortrag nach ihm gebildet: er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh=, von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß nicht bei jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammen zu hangen scheinen: daß nicht blos bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist, als bei dem andern; (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären;) sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe, und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sey, als bei dem andern. Es ließe sich über diese Bemerkung manches, und vielleicht manches nützliche sagen — was aber nicht hieher gehört. Hier sey es genug, daß, wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigne Art anpassen: so giebt es nothwendig im Kleinen und Großen beträchtliche Phänomene.

Die Materie, über die ich schreibe, daß die Sprache Werkzeug, Inhalt und gewissermaßen Zuschnitt der Wissenschaften sey, ist so unermeßlich selbst in einem Plane, der nichts mehr, als Gesichtspunkte hinzeichnen will: daß mich dünkt, mit allem, was ich gesagt, noch nichts von dem gesagt zu haben, was ich sagen wollte. Ich breche also ab, und eile zu einem Buche, das dem Titel nach, alle meine Lücken vollfüllen, und mehr sagen muß, als was ich sagen durfte. Es ist die gekrönte Preisschrift:

„Wiefern haben Sprachen einen Einfluß auf
„Meynungen, und Meynungen auf Spra-
„chen?"

Und da ein Sprachverständiger, der den Orient und Occident kennet, der in so manchen Sprachhypothesen einen philosophischen und dichterischen Kopf bewiesen, und überdem vor vielen andern seiner Zeitgenossen den Vorzug hat, daß er gleichsam von Grundaus und auf eignem Boden philosophiren kann, er sey wo er wolle — da dieser der Verfasser ist: so darf ich nur getrost auf seine Abhandlung herunterschreiben, was Thucydides selbst in seine Geschichte schrieb, daß sie mehr als ein leeres αγωνισμα, sie solle seyn: κτημα ες αει. — Ich lese also mit durstiger Seele.*)

4.

Und habe viel getrunken, ohne doch im geringsten meinen Durst zu löschen. Der Verfasser sagt

*) De l'influence des opinions sur le langage etc. p. M. Michaëlis.

viel Gutes, und nichts vollständig: Die Anmerkungen und Hauptsätze sind meistens ziemlich bekannt: die Aufgabe selbst weder genau genug bestimmt, noch natürlich genug zerfällt, noch vollständig und aus voller Brust beantwortet. Er schielt immer auf Ideen, die ihm geläufig sind, und vielleicht werden mehrere Leser seyn, denen in der ganzen Schrift nichts so schätzbar ist, als — die Beispiele, und diese selbst mehr ihres anderweitigen Inhalts, als der Wirkung wegen, die sie hier zu ihrer Absicht thun können. Ueberall, wo er über einzelne Exempel philosophirt, ist er auf seiner Stelle; in den Hauptsätzen, die das Gebäude selbst ausmachen, hören wir einen andern sprechen, der kleiner ist, als Michaelis.

„Der Gesichtspunkt, in welchem man eine Sache „betrachtet, hat auf die Benennung einen Einfluß — „nicht alle Meynungen fließen in die Sprache über; „ — meistens nur die Meynungen des Volks — „doch auch oft der Redner, der Philosophen, der Dichter, und selbst geistvoller Privatpersonen" — dies ist die Ausführung eines so großen und vielversprechenden Hauptstücks, als die erste Sektion ist: vom Einfluß der Meynungen des Volks in die Sprache*), und nun gehts zu Beispielen, die lehrreich sind, aber die Sätze, hinter welchen sie stehen, immer blos lassen. Sollte man nicht den Verfasser am Ermel zupfen und fragen, „wovon „redest du? von der Sprache, die gesprochen oder „geschrieben wird? von der Sprache, so wie sie erfunden wird, oder wie sie sich bildet, oder gebildet

*) Pag. 7 — 11.

„ist? von der natürlichen Prose des Mundes, oder „von der Sprache innerhalb der wissenschaftlichen „Werkstätten? von dem Naturell und Genie, oder „von der Grammatik und dem Leisten der Sprache?" Alle diese Unterschiede sind verwirrt, ohne welche doch keiner seiner Sätze ganz wahr ist — und so müssen wir aus der ersten Sektion mit so nüchterm Herzen weg, als wir kamen. Die zweyte*) soll von dem vortheilhaften Einfluß der Sprachen auf die Meynungen reden und lehret uns, „daß es reiche „Etymologien gebe, die viel in sich schließen, und „aufbehalten: daß Namen oft Liebe oder Haß einflö„ßen können: daß ein Reichthum an Kunst- und Na„turnamen vortheilhaft sey:" nun steht noch ein Paragraph, wie ein da Capo hinten an, und die große Frage ist wieder beantwortet — beantwortet, ohne daß ein christlicher Mensch weiß, was es denn recht sey, das Vortheil bringe? Wenn denn, rund gesagt, der Vortheil soll gebracht werden? Und worinn, bestimmt geredet, der Vortheil bestehen soll? Aus dem Abschnitt selbst will ich diese Fragen nicht beantworten; denn sonst würde es scheinen, als wenn Michaelis in einer Sprache nichts als Wortetymologien und Namenregister kenne; als wenn der Schaarwerksdienst, dazu die Sprache aufgeboten wird, lediglich einem Professor auf der Akadmie, vorzüglich seinem Lehrbuche zu Statten kommen soll: und denn, daß der Vortheil Ein, ich weiß nicht was? sey, das sich nicht sagen läßt.

Es folgt ein Supplement**), das seinen Namen mit allem Rechte trägt, und die so schwere

*) Pag. 22 — 67. **) Pag. 68 — 73.

Aufgabe: „was für Vortheile hat die „Sprache vor allen übrigen erdenkli„chen symbolischen Zeichen?“ mit so leichtem Herzen auflöset, als die folgende: was haben Völker und Sprachen für Vor- und Nachtheile gegen einander? mit Anstand und Artigkeit zerschnitten wird. Das zweite Supplement*), das eine wahre Polyglotte anmeldet, ist mir selbst in den zerstückten Anmerkungen, die es verräth, so willkommen gewesen, daß ich derselben fast mit so vielem Verlangen entgegen sehe, als einer andern heiligen Polyglotte, zu der ganz Europa zusammen trägt.

Der dritte Abschnitt**), von den schädlichen Einflüssen einer Sprache auf die Meynungen, weiß alles unter folgende Hauptleute zu ordnen: „Reichthum und Ueberfluß: Viel„deutigkeit und Nebenideen: irrige Etymo„logien: und willkührliche Schönheiten „können schaden“ aber wem? und worinn? — das frage man mich nicht; ich würde antworten müssen: den Meynungen und durch Meynungen — und nun weiß der Fragende eben so viel.

Auf den vierten ***) Abschnitt, der eine Universalmedicin enthält wider die Irrthümer, zu denen eine Sprache leiten kann — ein Projekt zu Aufbewahrung nützlicher Sachen in einem Glase Sprachengeist — ein noch bewährteres zu Verbesserung der Sprachen — und denn das drohendste von allen, daß keine gelehrte Sprache zu erfinden möglich sey:

*) Pag. 74 — 78. **) Pag. 79 rc.
***) Pag. 140 — 176.

über diesen Abschnitt will ich mich gar nicht einlassen, da ich weder ein Sprachendoktor, noch ein Mitglied der Zesischen Gesellschaft bin, noch auf eine gelehrte Sprache Plane aussinne.

Ich bleibe bei meiner Materie, und bedaure, daß der vorgegebene Satz mit seinen vieldeutigen Worten: Sprache, Meynung, Einfluß, Vortheil, Nachtheil dem Verfasser Anlaß gegeben, durch sein Exempel es zu zeigen, wie viel schädlichen Einfluß die Unbestimmtheit einer Sprache in die Gedankenreihe dessen haben könne, der ein solches Thema, wie einen Kanzeltext ansieht, über den sich desto erbaulicher sprechen läßt, je vieldeutiger die Worte desselben zu allen sieben Nutzanwendungen sind. — Die abentheuerlichen Kreuzzüge des Philologen liefern in ihrem ersten Versuch einen Plan, wie die vorgelegte Frage nach dem Sinne des Philologen hätte beantwortet werden sollen. Der Plan sagt viel, so wenig die Literatur Briefe *) in ihm fanden, die mit ein paar Nußschalen davon liefen, und den Kern liegen ließen: er sagt mehr, als die umständliche Beurtheilung der Preisschrift **) in den Briefen selbst, die ebenfalls, so wie der Verfasser, bei Beispielen und Ausschweifungen ihr summum bonum findet: er sagt endlich so viel, daß die Ausführung desselben des Kranzes des Apollo selbst würdig wäre.

---

*) Litr. Br. Th. 15. p. 179.

**) Litr. Br. Th. 4. p. 366.

5.

Um der Schwäche meiner Augen willen, könnte ich die Frage blos aus den drei Punkten ansehen, die ich zum voraus abgesteckt, und hoffe daß sich aus ihnen, wie in der Meßkunst aus drei gegebenen Punkten ein Mittelpunkt finden, und durch sie ein Cirkel beschreiben ließe. Ich würde also die Sprache, als das Werkzeug, den Inhalt, und die Form menschlicher Gedanken, ansehen und fragen:

Wenn das menschliche Denken meistens symbolisch ist: ja wenn wir meistens mit, in, und oft nach der Sprache denken; was giebt dies der menschlichen Kenntniß überhaupt für Umriß, Gestalt und Schranken? Und auf der andern Seite wie kann man über den Ursprung, und die Beschaffenheit einer Sprache philosophiren, wenn man die Kräfte menschlicher Gedanken und Bezeichnung gemeinschaftlich wirken läßt, um sich ein Werkzeug, eine Hülle und eine sichtbare Gestalt zu bilden?

Wenn man nun diese abgezogene Ideen unter die Menschen führet, und sich ein Volk gedenkt, das sich seine Sprache bildet: welche Natur muß dies wieder der Sprache geben, daß sie ein Werkzeug ihrer Organen, ein Inhalt ihrer Gedankenwelt, und eine Form ihrer Art zu bezeichnen, kurz, daß sie eine Nationalsprache werde? Und was entstehen für Aenderungen, wenn man eine solche werdende Sprache durch alle Tage ihrer Schöpfung begleitet?

Was muß es der Denkart für Form geben, daß sie sich in mit und durch eine Sprache bildet, da wir jetzt durch das Sprechen denken lernen? Und

wie kann man also die populäre Denkart des gemeinen Mannes in seiner Sprache, sowohl der Materie, als der Bildung nach aufsuchen?

Lassen sich nicht einige Schattenlinien ziehen: wie die Denkart des Volks mit der gelehrten Denkart neben und in einander laufe? wie beide auch die Sprache ändern müssen, nachdem sie sich vermischen, und in einem oder andern Gebiet zusammen wohnen?

Was giebt die Denkart und Sprache des Volks dem Philosophen, Dichter und Redner, was für Maße zu bearbeiten, für Vorrath, auf seine Art anzulegen, und für Instrumente, zu seinen Zwecken zu brauchen? Was hat dies für Vortheile und Nachtheile für die Weisen und den Schüler des Volks? was für gegen einander stoßende Vor- und Nachtheile für Dichter und Philosophen? für das Publikum, das da lieset und spricht?

Was hat in jedem Theil der Wissenschaften die Sprache für gute und schädliche Einflüsse gehabt? Wie hat sie diesen Vorrath geliefert? jenem Zwang aufgelegt? hier Mißgestalten gebohren? dort Wahrheit und Schönheit zur Welt gebracht? In diesem Gebiet der Gelehrsamkeit Wahrheiten dort Irrthümer verjähret?

Wie hat der Geist der Literatur sich nach den verschiedenen Sprachen geändert, in die er eingetreten? Was nahm er aus allen den Oertern und Gegenden mit, die er verließ? Was nahm er von dem an, was er vor sich fand? Und was entstand für ein Ding aus der Vermischung und Gährung so verschiedener Materie?

Wie haben die vornehmsten Völker in dem Lande der Literatur ihre Sprache als Werkzeug schon gebildet? Worinn ist dies und jenes Volk einem andern vorgekommen, und einem dritten nachgeblieben, weil es sein Werkzeug so bequem fand, oder zu machen wußte — weil die Form und das Materielle der Sprache diesen und jenen Zwecken entsprach, oder widerstrebte? In welcher dieser gelehrten Sprachen ruht das meiste an körperlichem Inhalt der Wissenschaften? Welche ist als Werkzeug die bequemste für diese und keine andere Gattung der Literatur? Und was haben verschiedene Sprachen, die sich blos neben einander bildeten, von einander angenommen? — —
— — — — — — — — — —
Ich kann noch lange schöpfen, ehe sich in dieser reichen Quelle — nicht auf den Boden sehen, sondern nur eine kleine Abnahme merken ließe. Je mehr man schöpft, um desto mehr macht man neuem Zustrome Raum, der sich unter das schöpfende Gefäße drängt, und es mit Macht fortstößt. — Ich gebe also diese Arbeit der Danaiden auf, und wende das gesagte auf meine Sprache an.

6.

Wir haben noch keinen sprachkundigen Philosophen gehabt, der auch nur einiges für unsere Sprache gethan hätte, was ich bisher über mehrere Sprachen gleichsam in die weite Welt geredet habe. Und wie ergötzend würde mir der Anblick seyn, einige von diesen Aufgaben untersucht und im Einzelnen bestätigt zu sehen!

Wie fern hat die Sprache der Deutschen eine Harmonie mit ihrer Denkart? Wiefern ihre Sprache Eindrücke auf die Gestalt ihrer Literatur gemacht? Wie kann man es ihrer Mundart, von ihren Elementen, von ihrer Aussprache und Sylbenmaaßen an, bis zu dem ganzen Naturell derselben an kennen, daß sie unter dem Deutschen Himmel gebildet worden, um unter demselben zu wohnen, und zu wirken?

Wie viel kann man in ihr aus der Welt von Umständen und Begebenheiten erklären, so daß der eigenthümliche Inhalt derselben von ihrer Denk- und Lebensart gesammlet wurde? Wie manches läßt sich von der Etymologie einzelner Wörter bis zum ganzen Bau der Schreibart aus den Gesichtspunkten bestimmen, die ihnen eigen waren, so daß die Regeln der Sprachlehre mit den Grundstrichen ihres Charakters parallel laufen, und das ganze große Geheimniß des deutschen Idiotismus ein Spiegel der Nation ist?

Welche Revolutionen hat die deutsche Sprache theils in ihrer eigenen Natur, theils durch die Zumischung fremder Sprachen und Denkarten erfahren müssen, daß sich ihr Geist wandelte, wenn gleich ihr Körper derselbe blieb?

Wie voll fremder Colonien insonderheit die gelehrte Sprache ist, die deutsche Tracht, deutsches Bürgerrecht, und deutsche Sitten angenommen haben? Wie viel fremde Aeste auf den Stamm unserer Literatur gepfropft sind — wie sie auf demselben wo nicht ausgeartet, so doch verartet, und oft verädelt sind?

Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit andern Nationen vor und neben uns vergleichet? Wie weit als Werkzeug der Literatur, so fern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird — wie weit für den Dichter? den Prosaisten? den Weltweisen? Wie weit als Werkzeug der Literatur, so fern sie zu verschiedenen Zweken arbeiten soll? Wie weit im Bücherstil? In der Sprache des Umgangs? Wie weit, um sich lesen, hören, lernen, deklamiren und singen zu lassen?

„Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, „für rohe Massen zu Gestalten, für ungebrauchte „Formen zu neuen Schreibarten? Was hat sie für „eigene Landesprodukte der Literatur aufzuzeigen, die „in ihr gebohren, genähret, oder vollendet sind?

„Welche Höhe hat sie erstiegen? Wer hat ihr „dahin aufgeholfen? Welche Höhe hat sie zu erstei„gen? Und auf der andern Seite, worin muß sich „gegentheils die andere Waagschale wieder neigen?" —

Freilich große Aufgaben! denn das Was? und Wie? und Wiefern fodert nicht blos allgemeine im Traum gesagte Behauptungen: daß wohl an dem allen so etwas daran seyn könne; „sondern genaue Bestimmung" — Beispiele, die jedesmal das Allgemeine in einzelnen Fällen zeigen — Beweise, aus der Natur, aus der Geschichte dieser und aus der Natur und Geschichte anderer Sprachen genommen — Philosophische Beobachtungen, die sich in Grundsätze von selbst zu verwandeln scheinen.

Der ganzen Nation wäre ein solches Buch ein Schatz: ein Schatz für ihre ganze Literatur: Denn

der Genius, der über die Wissenschaften eines Volks wachet, ist zugleich der Schutzgott der Sprache desselben.

7.

Wo ist der Mann unseres Volks, der ihm dies Opfer bringe? der uns, so wie Minerva dem Diomedes den Nebel von den Augen nahm, damit er Götter und Menschen unterscheiden könnte, uns die myopische Finsterniß, und den Nebel von Vorurtheilen wegnehme, der uns in den meisten Fällen noch auf den Augen liegt? der uns lehre, wie wir diesem Gott unserer Sprache opfern sollen? — Ich warte auf die Erscheinung dieses Tages, wie beim Plato Alcibiades auf den wartete, der ihn über Götter und Götterdienst erleuchten sollte. Und so ahme ich auch der Bescheidenheit dieses griechischen Jünglings nach, da er sich mit seinem Kranze nicht in den Tempel des Gottes wagen wollte, ehe diese Erscheinung käme. Auch ich hatte ein kleines Gebund Sprachanmerkungen in einen Kranz geflochten, den ich dem Genius unsrer Literatur opfern wollte; ich warte aber vor dem Tempel auf einen Sokrates, und wenn er mich statt des Gottes unterrichtet: so sei ihm, als meinem Apollo, der Kranz heilig.

Hier sind also statt eines baufälligen Systems, mit dem die Deutschen nur gemeiniglich zu früh anfangen, hier sind abgebrochene Fragmente, die nichts ganz liefern wollen: Füllsteine, die gut genug sind, so lange man noch nicht an ein Gebäude denken

darf. — Oder damit ich mit meinem vorigen Bilde schließe: hier ist eine Hand voll Blumen, in verschiedenen Feldern unsrer Sprache gesammlet — spielend und im Vorbeigehen gesammlet; nicht mit bebrillter Nase gesucht, nicht mit gebüktem blutrothem Gesicht zusammengestoppelt — auf freiem Spatziergange lachten sie mich an, boten sich meiner Hand dar, und ich brach sie. Andere, Michaelis, Klopstock, Abbt, Sulzer, Oest, Rammler, Breitinger, Bodmer, die Literaturbriefe und wer weiß mehr? sind vor mir auf dieser Blumenlese gewesen: ich lese ihnen nach, ohne daß ich mich umsehe, wer hinter mir sei.

II.

Eine Sprache, die sich in Grammatik und Naturell, und also an Leib und Seele, von den nachbarlichen Sprachen ringsum kenntlich unterscheidet: die bei aller Dunkelheit ihres Ursprunges und Geschlechts, doch unstreitig gegen ihre Stiefschwestern und Stieftöchter ein Glied in dem Geschlechtsbaume einnimmt, das Achtung fodert, eine Sprache, die so wie sie ist, nach allen von ihr losgeschnittenen und verpflanzten Aesten, mit allen in sie gepfropften fremden Zweigen, doch als ein selbstgewachsener Stamm dasteht, verletzt, aber doch nicht zerstückt von rohen Händen: die wie ein alter Tempel erscheint, von der Nation, nach dem Urbilde ihres Geistes, aus Materialien ihrer eigenen Stein- und Thongruben errichtet, geräumig genug, die Nation zu fassen und dauerhaft genug, um ihr ewiges Denkmal zu seyn — eine Sprache, die dies

ist, wäre die nicht, noch nach allen Revolutionen, eine ursprüngliche, eigenthümliche Nationalsprache? Ist sie es nicht; so kann es sicherlich keine von allen jetzt lebenden gelehrten Sprachen heißen. Ist eine; so ist es unsere Deutsche.

Man betrachte ihr körperliches Gebäude von der Mechanik einzelner Glieder bis zur Bauart und Gestalt des Ganzen: man lerne in den Geist sehen, der sie gestaltet hat, der sie belebt und bewegt; so erblickt man ein Geschöpf eigener Art, das Aehnlichkeiten mit andern, aber das Urbild in sich selbst hat. Man gehe so weit man kann, auf die Würde ihrer Ahnen zurück; ohngeachtet aller Völkerwanderungen, und mancherlei Schicksale der Familien, wird man in ihr das ächte Geblüt der Väter finden. Mit ihren Nachbarinnen verglichen, erscheint sie wie ein festes Land, das mit Meeren und schwimmenden Inseln umgeben, auf seiner Wurzel sicher ruht. Mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein Gothischer Pallast für eine Gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine barbarische Sprache.

Können wir uns also nicht für αυτοχθονες ausgeben, die aus eigenem Grund und Boden hervorgewachsen, unvermischt mit andern, und älter als der Mond sind: so wollen wir uns doch derselben, als eines Eigenthumes rühmen und mit patriotischem Stolze Idioten seyn, nach der griechischen Bedeutung dieses Wortes.

1.

„Unsere Sprache habe wegen der überhäuften Con„sonannten etwas barbarisches an sich" — so reden

unsere

unsere weiche Nachbarn, und dünken sich mit ihrer schlüpfenden Mundart groß, die wegen der öftern Elisionen, wegen der vielen unnützen Wörter, die halb verschluckt werden, wegen der überall gleitenden Fortschiebung der Töne — keinen gewissen Tritt hat. Laß es seyn, daß man es unsrer Mundart anhöre, sie sei unter einem nordischen Himmel gebildet: laß es seyn, daß unsere härtliche Sprachwerkzeuge auf ihre langsame Art Sylben hervor arbeiten, die andern Völkern nicht so geläufig sind: ist dies uns zum Nachtheile? Eben dies giebt unserer Sprache einen abgemessenen sicheren Ton, einen vollen Klang, den vernehmlichen festen Schritt, der nie über und über stürzt, sondern mit Anstand schreitet, wie ein Deutscher. Ein horchendes Ohr wird uns auch in der Sprache an dem Rauschen unserer Füsse, und an dem unübereilten Takt unsrer Tritte erkennen und hören: wer wir sind?

Nun sind wir freilich keine Griechen, deren Sprache, Sang und Klang, wie ein Saitenspiel in dem reinen Aether des hohen Olymps; gegen sie mag die Unsere wie eine Flöte unter einem dickern und niederern Himmel dumpfer tönen. Nur wollen wir auch keine Griechen seyn, und die um uns wohnen, sind gegen jene gestellt dem Lande ihrer Antipoden näher, als wir. Dünkt mich recht, so stehen wir gegen unsere Nachbarn in einer glücklichen abgewogenen Mitte, so daß wir nicht, wie die Sarmatischen Völker, die Worte heraus röcheln; noch wie die Seenationen in heiserm Tone dämmern; noch wie unsere sybaritische Nachbarn die Worte mehr hervor glitschen; noch wie die Britten, mit verschluktem Tone und oft ohne Lippen reden. Unsere Sprache ist stark und

zurückprallend; nicht aber rauh und unaussprechlich: tapfer, wie das Volk, das sie spricht, und nur Weichlingen furchtbar und schrecklich: nicht unwirthbar gegen Fremde; aber Landstreichern oder zu entlegenen Nationen unfreundlich anzuschauen.

Es sey also, daß ein Römer unsere Sprache schildern würde, wie Tacitus unser Land: informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque — wenn er sie näher kennete, würde er einen Bardengesang in ihr finden, der bei seinem rauhen Tone, bei seinem dumpfen Laut, bei seinem vollen und schweren zurückprallenden Schalle, das Lob verdienet: nec tam voces illae, quam virtutis concentus videntur: Und was dürfen wir uns unsrer Consonanten schämen, wenn sie Concente der Tapferkeit sind, um Götter und Stammväter unseres Volks, Helden und Erretter der Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgesungen zu singen. —

Damit sich aber unsere Laute nicht unter diese gehäufte Consonanten verlören: haben wir mehr Doppellauter und stärkere Vokale, — zwar wieder nichts als die Griechen, aber gewiß als unsere Nebensprachen. Wir verlieren viel, daß wir die hohen Doppellauter des Dorischen Dialekts zum Theil entbehren, und die Dorischen Provinzen Deutschlands lassen diese Fülle hören, selbst wo sie sich im Lesen nicht sehen läßt; Aber noch mehr verlieren die Franzosen, wenn sie unsere wenigsten Doppellauter von Ai bis Au in ihrer Sprache entbehren, wie sich hier über einzelne Stücke manches sagen ließe,

wenn man sich zur Grammatik herablassen wollte. — Möchte nur die Dorische offene Fülle, welcher wir uns in einer hohen Deklamation entfernet nähern, auch in das Innere unserer Sprache so viel Einfluß haben, als sie bei den Griechen desto vollere Blüthen in die Schriftsteller ihres Dialekts einwebte. Möchte auch bei uns in dem männlichen Ton der Ode, in starken Monologen des Trauerspiels, und in den vollen Chören des Gesanges; oder auch nur in nachdrucksvollen Lehrgedichten, und in einer gesetzten edlen Prose, die Sprache zu hören seyn, die im Pindar und Theokrit, in den Dorischen und Aeolischen Schriftstellern

wie Kalliopens Tuba tönet. —

So wollten wir gegen alle pfeifende Troglodyten und viele schnatternde Gänse des Kapitoliums das laut sagen, was wir bisher noch sehr unter uns sagen müssen: „ihr sprechet: meine Sprache schände mich; „sehet zu, daß ihr nicht die eurige schändet!" wie einst der königliche Scythe Anacharsis sein Vaterland vertheidigte. — Hier ließe sich mit den veränderten Worten eines Dichters sagen:

Wenn du noch andere fürchtest, o Sohn Teutons,
Als die von Athen: so gehören dir Klopstock,
Haller nicht an: Gleim und alle nicht an
Denen ums Grab Lorbeer einst weht.

2.

Wir zählen nur fünf Selbstlauter; allein zwischen ihnen sind nach der allmählich veränderten Bewegung der Redewerkzeuge noch so viel Laute einzuschieben, daß es gleichsam eine ganze Reihe von Vo-

kalen giebt, wo einer mit dem andern zusammen fließt, und sich in denselben zu verlieren scheint. Unsere Sprache hat diese zusammenhangende Reihe ziemlich vollständig: sie spricht ihre Selbstlauter mit so verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze aus; daß ihr dem Klange nach (ich rede nicht vom Schreiben) wenig Mittelglieder zwischen diesen Hauptvokalen fehlen werden, selbst bis auf das η der Griechen, und einige Nasenlaute der Franzosen. Diese Mannigfaltigkeit von einfachen Tönen, für die wir lange nicht Zeichen genug haben, giebt der lebenden Aussprache so viel Polytonie, so viel Abwechselung des Klanges, daß das stolze und eigensinnige Ohr weit seltener den Vokal wieder kommen höret, als das Auge, das schon übersehender ist, ihn nach unserer mangelhaften Ortographie wiederkommen siehet. So werden die ungeheuren Verbindungen unserer Consonanten auch durch diese feine Auf- und Abstuffungen der Vokale, die das Gehör so bald bemerket, gemildert: und da der Vokal die ganze Sylbe beleben muß: so bekommt durch diese Menge von Zwischenlautern die Rede mehr Abwechselung, die der barbarischen Monotonie begegnet.

Ich würde noch weiter gehen, und bemerken, daß unsere Sprache eben den Vokalen die meisten Modificationen gebe, die wir zur Milderung der rauhen Töne, zur Linderung starker Consonante, zur Biegsamkeit der Rede am nöthigsten haben: nehmlich, bei E. und J. die wir so oft und verschieden aussprechen, daß sie statt vieler gerechnet werden können. Statt so vieler, daß unsere mit Zeichen sparsame Schreibart nicht weiß, sie hinzustellen, und sie bald zu Doppellautern macht, die

keine Doppellauter sind, (å, ee und ie) bald neue Buchstaben dazu nimmt, die den Mangel ersetzen sollen, wie eh ih, und doch überläßt sie der lebenden Aussprache noch immer zu viel. Die Deutschen Ionier sprechen daher das milde j aus, wo sie es nicht sprechen sollten, im ů: und bei den Griechen ist das y vermuthlich noch eine feine Stuffe zwischen i und ů gewesen, die unsere schwerere Zunge nicht treffen kann. So lindern also auch die häufigen sanften Vokale.

Ferner: wir haben mehr Hauche in unserer Sprache, und die Aspiration gehört so sehr zum Lieblichen der Rede, als der Seufzer zu den zärtlichen Worten des Liebhabers; sie ist, wie ein West, der einen wollůstigen Tag kůhlet, hier den Blumen schmeichelt, dort důftende Blůthen verweht, dort angenehm durch die Saaten rauscht, und hier den Liebling zum Kuß anglůhet: — lauter Wörter, die sich selbst sanft forthauchen und so gehet in unsrer Sprache die lieblichen, zärtlichen, angenehmen Wörter durch: sie empfehlen sich alle durch ein sanftes h oder ch, das uns die rauhern Völker so übel nachsprechen können, die das H, wie z. E. die Russen, in ein scharfes G, das weiche ch, in ein rauhes cch, fast wie das Ain der Hebräer ausstoßen müssen. Daher ist das H bei einigen Völkern das Schibolet, woran man kennen kann, daß sie gebohrne Gergeneser sind: und die Letten sprechen z. E. Immel und Eute (statt Himmel und Heute) wie andere Völker. — Das H ist überhaupt die Gränze zwischen Laut und Mitlauter: es giebt, nach Gellius Bemerkung, dem Worte Hal-

tung, und dem Schalle Munterkeit: es nimmt dem Vokal etwas vom Laute, und giebt dem Mitlauter etwas dazu: es verhindert die gar zu große Oeffnung des Mundes bei den Vokalen, und die Zerrung bei den Consonanten: daher die Griechen, die die Hauche (Spiritus) bei ihrer Sprache so sehr brauchten, um insonderheit das Ypsilon fortzustoßen, im physischen Verstande den Ausspruch des Horaz verdienen:

— Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Und doch reicht die Griechische Sprache hierin nicht an die Morgenländischen, deren Aspirationen, (z. E. bei den Hebräern א, ה, ח und ע) kaum mehr zu bestimmen sind. Die Römer, die ihre Sprache so Griechisch als möglich machen wollten, nahmen daher aus ihr auch die Hauche auf, um ihre alte Mundart zu mildern. Quintilian führt an, seine Alten haben aedus, ircus (statt haedus, hircus) gesprochen: aus dem Griechischen aber habe man das H dazu genommen. Ja, wenn man das Catullische Epigramma kennet, das über hinsidias und hionios (statt insidias und ionios) spottet: so weiß man, daß die Kleinmeister vom lieblichen Ton ihn endlich zu allgemein auch bei den sanften Vokalen, die ihn nicht nöthig hatten, machen wollten. Cicero ärgert sich, daß er dem Volke zu gefallen, pulcher und triumphus, statt pulcer und triumpus aussprechen müßte, und Quintilian noch mehr, daß man schon ausschweifte, um chorona und praecho zu schreiben *). Die Nordlichen Völ-

*) Hier im Vorbeigehen eine kleine Schulanmerkung, die unserer neuen Ortographie nöthig ist. Die

ker verschlingen die Aspiration der Kehle durch den starken Gebrauch der Zunge, Lippen und des Gaumens, und da sie die Lateinischen Länder überschwemmten: so fanden sie das H unaussprechlich. Es verlor sich also aus der Italiänischen und meistens auch aus der Französischen Sprache, in welcher das Wort Hauch selbst nach allen Elementen ein Fremdling ist. Unserer Deutschen Sprache, als einer Originalmundart blieb es, und mildert also recht sehr ihre Barbarei der Consonanten, so wie Kinder, die sprechen lernen, sich die schweren Vokale erleichtern, daß sie dieselbe forthauchen**).

Alten hatten sich so in das H verliebt, daß sie es gerne sprachen, selbst wo sie es nicht schreiben durften, und auch nicht schrieben. Uns Neuern ist so wenig an diesem musikalischen Buchstaben gelegen, daß wir ihn im Schreiben so gern wegwerfen, da wo wir ihn doch nothwendig, und insonderheit bei einsylbigen Wörtern sehr unterscheidend sprechen müssen. Die Ortographie des Denso und vieler andern ist mir also unausstehlich: die bewonen, Lon, Son, schreiben: bald wird man also auch geen (statt gehen), aben statt haben, und An statt Hahn schreiben. Schade für unsere Sprache, wenn man zwei Menschenalter nach uns so spricht, als diese Sprachenverderber schreiben.

**) Noch eins, wenn es an diesen Ort gehörte. Wenn unsere Sprache so stark an Consonanten und Doppellautern ist: so wird sie damit ungleich mehrerer Wortformen fähig, als andere weichere Sprachen: wie Lambert einige dieser Vortheile berechnet. — Allein, wie gesagt, thut dieser Vor-

So habe also unsere Sprache auch in ihren Elementen das Gothische, das sie in ihren Buchstaben hat; auch hier ist mir dasselbe eben nicht so zuwider; dort aber ist es von anderer Beschaffenheit und Nutzbarkeit. In den Elementen ist es nehmlich Genius der Sprache, Eigenthümliches der Mundart, Charakter der Nation. Wolle uns also niemand das rauben, was Nationalschriftstellern zur Stüze und Würde seyn kann.

3.

Natürlich wendet sich die Rede vom Sylbenbau zum Sylbenmaaße; und die Frage ist: welche Sylbenmaaße sind — nicht unserer Sprache möglich; sondern natürlich? Natürlich? und wie ist das zu sehen? Entweder aus der Natur der Sprache, oder aus Versuchen. Aus dem ersten Gesichtspunkt merke man:

Nach Lowths Bemerkung ist selbst die Hebräische Sprache zu feurig und in ihren Formen zu einfach, als daß sie so einem abgemessenen Polymetrischen Numerus, als die Griechen nachher hatten, sich hätte bequemen können. Und trifft nicht das Gegentheil auf unsere Sprache vielleicht? Viel zu volltönig und in ihren Formen zu zerstückt und zusammengesezt, als daß sie sich dem Po-

---

theil nichts zu meinem Zweck, und ist mehr zur Spekulation, als zur wirklichen Bequemlichkeit, so wie die unsere auch hierin von bessern Vorzügen anderer Sprachen übertroffen wird.

lymetrischen Numerus bequemen könnte. Jene, und unsere halten beide, Extreme, nur beide entfernen sich von der Mitte.

Zu volltönig;) da die Sprache der Griechen hochtönend war, und ausser langen und kurzen auch hohe und niedrige Accente hatte; einen Unterschied, den wir entbehren. Aber für Hexameter nicht entbehren können, denn bei unserm niedrigen vollen Accent erhöhet man sich wenig zum Daktylus, ohne einsylbige Wörter als Flickwörter in der Rhythmik nöthig zu haben. Wie kann die Sprache aber Polymetrisch seyn, die eigentlich nur zu Jamben und Trochäen eine Höhe und Tiefe hat; die sich selten in Spondäen erhalten kann, weil sie diese nicht mit den kurzen Sylben zu compensiren weiß.

Zu zerstückt in ihren Formen;) Dies zeigen die vielen einsylbigen Wörter, und unsere ganze Flexion. Unsere ganze Periode bekommt also, da die meisten dieser Wörter lang sind, was steifes, oder Prosaisches. Woher aber sind diese Einsylbigten lang? Weil unsere volltönige Sprache, die die höheren Accente entbehrt, sie durch mehrere ersetzen muß: so fallen theils die Griechischen ατονα im Deutschen fort, die den Ton auf die vorhergehende Sylbe schoben; theils fallen die Lateinischen ancipites weg, die den Ton, der nach einem hohen folgte, ungewiß lassen konnten. Unsere Sprache mag in der Wendung des Perioden noch so biegsam seyn; ihre Bestandtheile kann sie doch nicht ändern, und selbst unsere Väter im Poetischen Zeitalter ähnlicher Sprachen, die Skaldrer, sie haben nie auf Griechische Art Polymetrisch gesungen; und weit weniger

wir, zu einer Zeit, da die Accente des Sprechens sich kaum zu erheben scheinen.

Hiezu setze man nun noch Versuche? Nicht in erzwungenem, sondern in einem freien Sylbenmaaß, um zu sehen, was für Füße am meisten in unserer Sprache liegen? Ob, wenn man den Gedanken den Zügel läßt, man Pindarische Oden und Tragische Chöre erblicken werde, oder einförmigere Cadencen? Und ich glaube alsdenn; tanzt unser Deutsches nicht einmal nach Griechischen Sylbenmaaßen ungebunden; wie viel minder, wenn es in Metrischen Fesseln so tanzen muß.

Ramler that dies in einer andern Absicht: er lösete die Prose Geßners und Eberts in ihre natürliche Sylbenmaaße auf, um den Wohlklang zu zeigen. Vielleicht hätte er feurigere Stellen zergliedern sollen, die nicht mehr gelesen, sondern deklamirt werden müssen, um alsdenn gewiß mehr als Prosaische Harmonie zu entdecken — und ich glaube, wenn man dies thut: so wird man immer weniger Polymetrisches finden, als man zu finden glaubt.

Ich darf nicht mehr versuchen: es hat es ein andrer gethan: Klopstock hat „seine Poetische „Empfindungen so frei ausgedrückt, daß sie sich selbst „in symmetrische Zeilen geordnet zu haben scheinen, „die voller Wohlklang sind, aber kein bestimmtes „Sylbenmaaß haben." Er hebt am Fest der Souveränität in Dännemark an:

Weht sanft, auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,

Verweht ihn nicht!

Veracht ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt,

Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme,

Veracht ihn!

Sie haben uns der hundertköpfigen Herrschsucht
entrissen

Und einen König gegeben.

Man setze dies fort: Spondäen, Trochäen und Jamben wird jeder antreffen; Daktylen — nur in Participien und wenig andern Wörtern; und zu den übrigen vielsylbigen Tritten, sind unsere einsylbige Wörter wirklich zu unbestimmt, und Prosaisch: ich glaube also auch in den unserer Sprache natürlichen Sylbenmaaßen einen steifen und festen Tritt zu hören, ohne zu gauckeln, und zu springen.

4.

Doch genug von diesen grammatischen Schwürigkeiten, die einem Genie immer verdrießlich seyn müssen: um vielleicht einige solche verdrießliche Genies zu versöhnen, setze ich folgende Anmerkung dazu, von der ich wünsche, angewandt zu werden.

Das Klopstockische angeführte Sylbenmaaß soll dazu Gelegenheit geben. Bei dem ersten Anblick sogleich schien es mir sehr ähnlich zu seyn mit dem Numerus der Hebräer, so viel wir von ihm wissen, und mit dem Sylbenmaaß der Barden. Ich sahe, daß es Klopstock, einem Meister in der Deutschen Sprache,

oft sehr wohl, und seinen Nachahmern meistens elend gelungen. Ich wußte nicht, ob diese neue glückliche Versart nicht eher die natürlichste und ursprünglichste Poesie*) genannt werden könnte, „in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, „deren jeden man als einen einzelnen Vers eines besondern Sylbenmaaßes betrachten könnte" statt daß ihn die Literaturbriefe eine Künstliche Prose nannten. Ich überließ mich meinen Gedanken, und glaubte endlich, daß dies Sylbenmaaß uns vielleicht von vielem Uebel erlösen, und viel Aufschluß und Bequemlichkeit bringen könnte. Man höre mich an:

Erstens: Hätten wir einen Dithyrambischen Dichter, der wirklich von dem Blitzstrahle des Bacchus getroffen, trunken, und begeistert tönen würde: — natürlich wäre kein gefesseltes Sylbenmaaß für ihn; er zerreißt es, wie Simson die Bastseile, als Zwirnsfäden. Allein diese Verse sind Pindarische Pfeile in der Hand des Starken: die, mit Pindar zu reden, blos für die Mitverständige klingen, dem großen Haufen der Ausleger aber, wie eine dunkle Wolke scheinen. Unser mißglückter Dithyrambensänger kann dieser Bemerkung, durch seinen Ikarischen Fall ein Gewicht beilegen. — Und noch ein grösseres unser göttliche Skalde, der seine Gesänge in die ganze Musik unserer Sprache auflöset, der seinem Sylbenmaaß das feierliche des Zeitalters giebt, aus welchem er kommt, und allen Wohlklang des Aeons, in welchen er erwacht — ein Dichter, der in mehr als einer Absicht vielleicht größer werden kann, als seine Zeit.

---

*) Lit. Br. Th. 3. pag. 103.

Zweitens: Die hohen Oden des Affekts werden natürlich ihre Empfindungen auflösen, sie mögen in kurzem Odem jauchzen, oder donnern, oder seufzen und weinen. Dies Sylbenmaaß kann, nach jener Scythischen Zeichensprache zu reden, wie ein Pfeil treffen, sich wie ein Adler aufschwingen, es kann die Sprache durchgraben, und sich wieder ohne zu sinken, schwimmend erhalten. Wenn man manche Deutsche Lehroden in ihrem gewöhnlichen Sylbenmaaße ansieht, so sollte man beinahe denken, daß das gewöhnliche Strophenmaaß der Gränzstein eines Paragraphen seyn sollte. Das geht denn nun so hin, aber sollen diese Oden Affekt singen — ein Gesang nach einer Kirchenmelodie.

Drittens: Die Gemälde der Einbildungskraft können ein gefesseltes Sylbenmaaß nicht ertragen, ohne daß sie, oder das Sylbenmaaß leidet. Bei Pindar und Horaz läuft die Periode und das Gleichniß über die Strophe; bei den meisten deutschen Dichtern sind sie zahm genug, sich in die Strophe einzuschließen. Eine Karschin, die jetzt nichts weniger, als den Perioden der Ode trifft, würde in diesem Sylbenmaaße ihre ganze Phantasie ausschütten, und freilich auch allen unregelmäßigen Wust derselben. — Will man also Klopstocks Poetische Stücke von dieser Art, auch nicht Oden nennen; am Namen liegt nichts: so lasset es Lyrische Gemälde seyn, zu denen die Griechen den Namen ειδος hatten.

Ferner: Auf dem Orchester kann die Musikalische Sprache in diesem Leitbande freier und sicherer gehen. Vornehmlich in den Recitativen, wo der Mu-

sikus „die Harmonie wieder zerstören muß, die dem Dichter so unsägliche Mühe gekostet hat: wo der Prosaische Wohlklang entweder von dem Musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhöret." In den Arien, wo ein Sylbenmaaß seyn muß, können die rimes assonantes der Spanier den Reim ersetzen, und viele Freiheit dem Dichter verschaffen. Ramler in seiner Musikalischen Idylle: der May, in der ihm die zwei Schwestern der Harmonie zur Seite gestanden, hat hier mehr gezeigt, als ich sagen kann.

Und für das Theater? Es kann sich dieser Vers so Prosaisch als möglich machen; und dies ist in den ersten Auftritten nöthig, wo das Sylbenmaaß oft unleidlich wird. Er kann sich aber auch hernach zum höchsten Tragischen Affekt erheben, und dem Brausen des Sturmes nachahmen, der im Virgil auf den Wogen reitet. Er kann die Theatergemälde beleben, die Diderot will, und kann die heftigen kurzen Doppelgespräche füllen, die die Alten auf ihren Bühnen so sehr liebten, und die bei uns so sehr ausarten (auch vielleicht des Sylbenmaaßes wegen), daß bei Franzosen und ihren Nachahmern, den Deutschen, ein Wort, das den Vers unvermuthet schließen soll, aber oft durch einige gedehnte Verse deutlich genug zu errathen gegeben wird, ein besonderes Kunststück ist. Das Ich, oder Du, oder Nein! u. s. w. das alsdenn so hergeschraubt wird, gehört in ein Epigramm, nicht in ein Trauerspiel.

Wenn nun in diesem Sylbenmaaß so viel Schatz von Sprache, Leidenschaft, Einbildungskraft und Musik liegt; so muß es auch ein Muster der De-

clamation seyn. Lies eine hinkende Deutsche Alcäische Ode; declamire sie gut: verbirg ihre Fehler: laß die Schönheiten des lebendigen Wohlklanges hören; — es ist nicht mehr Alcäische Ode, es ist eine Sprache, in diese Verse zerstückt. Höre einen Redner in seinem Feuer brausen, oder zerschmelzen; du wirst einige Fußstapfen dieser Abschnitte in seiner Declamation hören; höre einen Garrick in einem Selbstgespräche mit sich selbst kämpfen, fast unterliegen und dennoch siegen; sein Affekt wird die Sprache auflösen: er wird einen Takt halten, der dich an das Kunststück der Alten erinnern wird, ihren Akteurs Noten und Ton mitzugeben. —

Wie wäre es nun? wenn dies Sylbenmaaß in den Oden die Griechischen Verse, und in der Affektsprache die Poetische Prose etwas einschränkte? Wenn ein Dithyrambendichter, ein Pindar, ein Barde unter uns in diesem Feierkleide sich sehen ließe? Wenn ein Deutscher Shakespear — oder wenigstens, wenn man den Englischen Shakespear in dieser Tracht bei uns einführte; den wir jetzt, ohngeachtet der Uebersezung, noch so wenig kennen: wenn Ebert den Poetischen Perioden Young's mit allem seinem Kolorit in dies Sylbenmaaß übertrüge — Der Kunstrichter schreibt vor: Genies, ihr müßt die Regeln durch euer Exempel gültig machen.

5.

Der Sprung ist nur klein von einem Sylbenmaaße, das sich selbst seine Töne herzählt, zu einem andern, das sich dieselbe herzählen sollte. Man

pflegt es das Englische, Brittische, Miltonische zu nennen; ich höre aber in demselben die unserer Sprache eigenthümliche Stärke so sehr, daß ich es in mancher Begeisterung das Deutsche zu nennen gewünscht habe. Kleist war in diesem Sylbenmaaße Meister: er wußte in einigen kleinen Stücken weit mehr in dasselbe zu legen, als andere darein gelegt hatten; bis endlich sein Cißides und Paches in aller Abwechselung, Stärke und Malerei zeiget. Die beiden Trauerspiele, die Gleim in dasselbe mit aller Kunst eines Dichters versificirt hat, haben eben damit so viel am hohen Theatralischen und fast heroischen Numerus gewonnen; als sie an kleinen lebhaften und rührenden Wendungen, die in die Prose eingewirkt waren, mögen verlohren haben. Ueberhaupt scheinen mir Kleist und Gleim diesem Sylbenmaaße vor andern eine gedrungene Kürze, die nicht in wilden Ueberfluß der Worte ausschießt, eine Abwechselung der Cadenzen und der Cäsur, die nicht in verworfenen Wortfügungen bestehet, und ein hohes Deklamatorisches gegeben zu haben, das schwer zu erreichen ist. Vielleicht mag es seyn, daß selbst Klopstocks Salomo dies Lesbare und Deklamatorische nicht getroffen hat; und vielleicht, daß unsern Schauspielern die Weissischen Trauerspiele am schwersten von der Zunge gehen müssen, die diesen Vers gewählt haben. Es fodert derselbe, so leicht er scheinen möchte, sehr viel, von dem, der ihn schreibet und lieset, da hingegen der Alexandrinische Vers selbst mit seinem Reime nach Despreaux und Racinens Kunststücken weit leichter fällt, zu machen und zu sagen, zusammen und hervor zu zählen.

Allein

Allein jener hat auch an innerm Gehalte, an Abwechselung und Deklamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in Heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erbten, weil er den Schauspielern und den Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer einförmigen Deklamation, die eine halbe Skansion heissen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affektsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang auflegt. Unter andern mag es also vielleicht auch daher gekommen seyn, daß die besten Versifikatoren in diesem Styl, Schlegel, Cronegk und neuerlich Clodius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Leßing, und in Affektvollen Stellen Weiße sich mit diesem Sylbenmaaße nicht so recht vertragen können.

Sollte es gar seyn, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuld wären, an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprüchen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft, und manche Scenen unserer besten Dichter verdirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen: als sey diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? — Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagene Jamben wählen, die weit mehr

Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehrern Denk= und Schreibarten anschmiegen, und ein hohes Ziel der Deklamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben: nicht sich beständig in Jamben jagen: nicht in einerlei Cäsuren verfolgen: nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten: nicht werden sie sich in das theatralische Sylbenmaaß einkerkern, das Rammler in seinem Batteux vorzeichnet, um zu hinken, wenn die Region da ist, hinken zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und beweget, wenn das Sylbenmaaß im Dialog zu plappern und zu fragen, zuvor zu kommen und hinein zu fallen weiß: wenn es einer hohen Deklamation, Töne und Ruhepunkte vorzählet: so wird es von selbst dem vorigen Klopstockischen Sylbenmaaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken gehet. — Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigte; und am letzten würde uns selbst die Englische Sprache, die in diesem Sylbenmaaße schon so viel Schäze aufbewahret, etwas nachstehen müssen. Alsdenn hieße es:

Deinen Gang auf dem Kothurn, Sophokles
Tönet dir nach Jamb — Anapäst.

Was soll ich alle Sylbenmaaße unserer besten Dichter durchgehen, mit der thörichten Anfrage: seid ihr unserer Sprache natürlich? Sie sind da, glücklich da, und dies ist mehr als genug. Indessen wird man bei den meisten, die gleichsam aus

unserer Sprache selbst hervorgewachsen sind, eine monotonische Fülle, eine einfache Festigkeit nicht verkennen, die mein Ohr den Pomp wahrer Bardengesänge hören läßt.

Mehr als alle todte Proportion der Buchstaben, und alle künstliche Struktur der Sylbenmaaße geben kann: giebt uns der lebende Wohllaut, der in unserer Sprache liegt, und ihr das höchste Lob einer ursprünglichen Sprache giebt. Alle Wurzeln derselben, sie mögen Verba, oder Nomina seyn, mahlen: sie lassen das Wesen und die Beschaffenheit der Sache im Klange hören: sie sind im lebendigen Anschauen derselben gebildet. Man laufe die Reihe dieser Klangworte durch: oder besser, man empfinde den Wohllaut derselben in unsern Dichtern, die nicht schrieben, sondern sangen, unter welchen ich Klopstock, Hagedorn, von Gerstenberg, und in seinen Cantaten auch Rammlern, besonders nenne: man gehe z. E. die Uebersetzung durch, die der letzte von Dryden's Ode auf die Musik geliefert; alsdenn erinnere man sich, wie weit Brockes und andere diesen lebendigen Wohlklang haben übertreiben können: und man wird, wie ich hoffe, nicht mehr an der malenden Musik zweifeln, die man überall in den tiefsten Fundgruben der Sprache, in ihren einfachsten Formen findet, aus welchen sie in die Zusammensetzungen übergeht. Seligkeit und Wollust fühlet das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache mit langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille, Bewegung und Anstand sich

auch in Tönen vorbilden höret, wenn es alle diese Tonfarben in dem innern Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter dieselbe einzwingen durften. Wahrlich! die schönsten und edelsten Klangworte unserer Sprache sind erschaffen, wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervor tritt: sie wurden bey ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllautes getaucht, und sind, wie im lebendigen Gefühl der Sache gebildet. Wohl den Schriftstellern unter uns, die da schreiben, als ob sie hören, die da dichten, als ob sie sängen.

Warum will sich kein Deutscher Dionysius, Hephästion und Voßius, in die schöpferische Höhle unserer Sprache wagen, um in ihr die Zaubermusik zu hören, die unsere Klangworte belebt? Und warum wagen sich nicht alle Deutsche Dichter in dieselbe, um sich in diesen Zaubergesang einsingen zu lassen?

6.

Unsere Klangworte sind oft auch Machtworte: an diesen sind wir noch reich und stark; aber reicher und stärker gewesen. Wenn man an den ältesten Ueberbleibseln der deutschen Schreibart, diese Macht und Herrlichkeit der alten Sprache unmöglich verkennen kann; wie kommt es denn, daß man so wenig darauf gedacht hat, sie wieder zu erobern? Wie kommts, daß ein Gottsched, bei aller Kenntniß altdeutscher Schriftsteller, von ihrer inneren Stärke so wenig hat können ergriffen werden, daß er es wenigstens unterlassen hätte, unsere

Sprache zu entnerven. Keine Parthei hat in diesem Stück dem wahren Genie der Deutschen Sprache so sehr geschadet, als die Gottschedianer. Waren es nicht noch Schimpfwörter, und pöbelhafte Ausdrücke, die man beibehielt: sonst wurde alles wässerich, und eben, durch eine gedankenlose Schreibart, und durch schlechte Uebersetzungen französischer Bücher. Man entmannete sie völlig, die schon durch den Weissischen, Talandrischen, und Menantischen Styl wenig Mannheit behalten hatte, und es gilt von dieser Sekte, die sich der Deutschen Sprache mit Willen der irdischen, nicht der himmlischen Muse angenommen, was jener Griechische König auf einen schwindsüchtigen und doch gefräßigen Bettler sagte:

Αμφοτερȣς αδικεις, τον Πλȣτεα, καὶ Φαεθοντα;
Τον μεν, ετ᾽ εισορεων, τον δ᾽ απολειπομενος.

Wenn ein Gottsched altdeutsche Stücke in seine Sprache übersetzt; wo ist alle rießenmäsige Stärke aus ihnen geblieben? Entkräftet liegen sie da, und zerschlagen: weibisch keuchen sie, wie in ihrer letzten Noth.

Hätte der Patriotische Bodmer auch kein anderes Verdienst um unsere Sprache, als daß er uns die Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte geliefert hätte; wie hoch hat man Rammlern und Leßingen ihren Logau angerechnet — und aus jenen ließe sich doch in Absicht auf die Sprache weit mehr lernen. Nur freilich sollte man sich auch mehr Mühe darüber gegeben haben, die Machtwörter dieser Zeit zu zeigen, zu prüfen, und kritisch einzuführen. Die Schwei-

zer sind zu diesem rühmlichen Geschäfte die ersten: sie verstehen diese Wörter mehr als wir, weil sie den Kern der Deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen, und den Helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennet sind: so ist ihre Sprache auch der alten Deutschen Einfalt treuer geblieben. Sie haben unstreitig manches übertrieben; das Uebertriebene wird freilich durch den Harlekin am besten ausgedruckt; und ausgelacht hat man sie zur Gnüge; aber ihr Gutes ist noch zu wenig geprüft. Die Gottschedianer haben ihre Machtwörter so ziemlich in ihren Pasquillen gesammlet; jetzt ist die Hitze des Streits verflogen, nun sollte man nicht mehr lachen, sondern prüfen, und ihnen nachfolgen. Innere Stärke kann man der Bodmerischen und Breitingerischen Critik überall nicht absprechen, und man muß den ersten als einen Patriarchen ansehen, der ungemein viel dazu beitrug, aus Griechenland und Britannien unsern Geschmack wieder zu stärken.

Selbst einige schlechte Uebersetzungen und Nachbildungen aus dem Griechischen und Englischen, die in der Schweiz erschienen, werden durch die innere Stärke ihrer Sprache noch manchmal leidlich, und die bessern Uebersetzungen daher sind doppelt schätzbar. Ich will, wenn ich Milton in seiner Sprache lese, noch immer lieber Bodmers als Zachariä Uebersetzung neben an halten: immer lieber Steinbrüchels holprichte Sprache lesen, wenn er uns mehr Griechische Stücke, nur etwas richtiger

gäbe, als die süße Sprache des Grillo, der uns über Moschus und Bion divertirt. Man hat mich unrecht verstanden, wenn man in meiner vorigen Ausgabe einen eckelhaften Widerwillen finden will, mit dem ich den Schweizern, als ob sie eine eigene Nation wären, verächtlich begegnete. Eine Nation sind sie nicht; aber eine Provinz, und wie ich denke, kann ein Provinzialgeschmack verschiedener Schriftsteller, welche Eingebohrne, und anderer, die naturalisirte Nachahmer sind, ja gute und schlechte Seiten haben, und also in Gutem und Bösem gerügt werden, ohne der Nation schimpflich zu begegnen. So nahrhaft mir die Stärke der Schweizer in ihrer Sprache und Kritik wird; so darf ich deswegen nicht gleich ihre Dichterei im Innern und Aeußern eben so begierig aufschlucken.

„Auch in der Sprache haben wir von Luthern „noch lange nicht so viel gelernet, als wir lernen „könnten und sollten," so sagt ein Schriftsteller *), der bei seinen wenigen Prosaischen Aufsätzen selbst ein Muster nachdrücklicher Prose geworden. Es ist Klopstock, der erste Dichter unseres Volks, der, so wie Alexander Macedonien, die Deutsche Sprache seiner Zeit nothwendig für sich zu enge finden mußte: der sich also in ihr eine Schöpfersmacht anmaßte, diese zur Bewunderung ausübte, und zu noch größerer Bewunderung nicht übertrieb: ein Genie, das auch in der Sprache eine neue Zeit anfängt. So viel Galle seine Art des Ausdrucks bei dieser und jener Heerde mag erregt haben: so sehr sie durch dummes Lob und dumme Nachäffung ent-

*) Nord. Auff. Th. 1. St. 26.

weihet worden — mit allen Schwächen und Fehlern bleibt sie eine mächtige hohe Sprache. Und nicht einmal bewundere ich sie so sehr, wenn sie aus den Höhen des Himmels der Götter die Sprache Sions und Thabors spricht, als wenn sie aus den Tiefen der menschlichen Seele Gedanken und Empfindungen nicht spricht, sondern Gestalten bildet. Hier ist er für mich am meisten Dichter und Weiser und Psycholog.

Ich komme von ihm zu Luthern zurück, um über ihn einen Commentar, und aus ihm eine Anthologie zu wünschen, die mehr Nutzen schaffen könnten, als eine compilirte Ausgabe, und als das Vorzeigen neuausgefundener Raritäten von diesem wahrhaftig großen Manne. Auch mit Opitzens Sprache sollten wir vertrauter werden, und ein Glossarium über ihn aus dem wahren Geist unserer Sprache, würde uns die stattlichen Veränderungen und Verbesserungen einigermaaßen verleiden, die Triller mit ungeweihten Händen sich erfrechet hat ihm unterzuschieben.

Wie nützlich wäre dies Fragment, wenn es einen meiner Leser hinrisse, die Quellen unserer Sprache aufzusuchen, und an ihnen Saft und Stärke zu trinken: ein Trank, der unserer ermatteten lächzenden Schreibart gewiß gut thun müßte. Oder könnte es auch nur unsere muntern geschwätzigen Kunstrichterchen beschämen; nicht sogleich das zu verspotten, was sie in ihrer aufgeräumten Sprache gewiß nicht ausrichten würden. Erst sollte man doch, ehe man über Deutsche Schreibart sprechen will, selbst lernen: was wahres Deutsch gewesen ist, und bleiben wird.

7.

„Das Deutsche hat aber so bisarre Construktio„nen, daß die methaphysische Ordnung der Worte „ohne Noth gestört wird, und der Schriftsteller doch „keine Freiheit mehr hat *). Zum Exempel! die „methaphysische Ordnung der Worte wird gestört: „denn wie lächerlich klingts: Hier au soir vint le „Comte ici par; und doch sagen die Deutschen: „Gestern Abend kam der Graf hier an!" — Wer von den Deutschen ist von diesem Exempel nicht so getroffen, als von einem Blitze, daß er sogleich den Eigensinn der Französischen Sprache, und ihre Ungelenkigkeit für die wahre einzige methaphysische Ordnung der Wörter hält, und künftig immer den Franzosen zu Gefallen, und zu Ehre der Sprachenphilosophie folgende Construktionsordnung einführet: „weil ihr nicht uns davon habt nicht heute wollen „thun den Gefallen: wir euch ihn werden thun." Denn dies ist die ächte Französische Construktionsordnung (puisque vous ne nous en avez pas aujourd'hui voulu faire la grace; nous vous la ferons;) und der Eigensinn der Französischen Construktion ist doch die methaphysische Ordnung selbst.

„In wie fern Inversionen nützlich oder schädlich „sind, muß gewiß aus ganz andern Gründen, als „solchen wörtlichen Uebersetzungen erörtert werden; „und die Ursache, warum dergleichen Partikeln in „der Deutschen Sprache so und nicht anders gesetzt „werden, mag sich doch wohl können Philosophisch „erklären lassen." Ich versuche es, sie Philosophisch zu erklären; — aber nicht die Partikel — denn jede

*) Journal étrang. 1760. Brachmonat.

Sprache hat ihren Eigensinn; sondern die Inversionen überhaupt: so wird sich ihre Erlaubniß und Nutzen von selbst zeigen.

Stellet euch zwey Geister vor, die sich einander ihre Gedanken, und blos Gedanken unmittelbar mittheilen; so wird die Ordnung, in der das eine Wesen sie denket, auch zugleich die seyn, in der sie das andere erblicket. So wie die Ideen bey dem einen sich entweder aus seinem innern Grunde hervorwickeln, oder so, wie es sie aus den Dingen außer sich schöpfet: so theilet es dieselben auch mit. Eine ruhige Vernunft, die nichts als Gedanken einer andern Vernunft saget, gehet also den gewöhnlichen Pfad der Zusammensetzung der Begriffe; sie zeiget den Gegenstand zuerst und ihr Urtheil darüber an. Hier ist also der Bau eines Perioden so regelmäßig bestimmt, daß, nach der Arabischen Prosodie zu reden, jedes Wort einen Pfosten und Säule ausmacht, der eben hier an seinem Orte stehet.

Betrachtet eine Philosophische Sprache; wäre sie von einem Philosophen erdacht: so hübe sie alle Inversionen auf: käme eine allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bey ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt, als in unserer Dekadik. So lange wir aber noch keine durchaus Philosophische Sprache haben, die blos für die Weltweisheit erfunden wäre: so nehmt die, die am meisten zur Weltweisheit gebraucht wird, die Lateinische, nehmt sie, wie sie in den Büchern der Weltweisheit ist, wenn sie Lehrsätze und trockene Beweise vorträgt: wie ist sie? ohne Inversionen meistentheils; oder wenigstens stehen diese ohne Wirkung da.

Nun stellet euch zwey sinnliche Geschöpfe vor, davon der eine spricht, der andere höret: Dem ersten ist das Auge die Quelle seiner Begriffe; und jeden Gegenstand kann er in verschiedenen Gesichtspunkten sehen; dem andern zeiget er diesen Gegenstand, und es kann auf eben so verschiedenen Seiten geschehen. Nun betrachtet die Rede, als eine Bezeichnung dieser Gegenstände: so habt ihr den Ursprung der Inversionen. Je mehr sich also die Aufmerksamkeit, die Empfindung, der Affekt auf einen Augenpunkt heftet; je mehr will er dem andern auch eben diese Seite zeigen, am ersten zeigen, im hellesten Lichte zeigen — und so werden Wortumkehrungen daraus. Ein Beyspiel: Fleuch die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein Fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd' ich von selbst, so bald ich von ihr höre. — Er hat mir das Geld gestohlen; und kein anderer; Er hat mir das Geld gestohlen; ich weiß es gewiß; das Geld hat er mir gestohlen, (und keinen Ring); Mir hat er das Geld gestohlen, und keinem andern; gestohlen hat er mir das Geld (nicht abgeborgt): wie viel Veränderung macht hier nicht die Inversion in der Wendung des Gedankens.

Entspringt also die Inversion von der sinnlichen Aufmerksamkeit: so muß bei einer noch ganz sinnlichen Nation ihre Sprache unregelmäßig und voll Veränderungen seyn: wie die Gegenstände ins Auge fallen, so saget sie dieselbe; eine grammatikalische Construction ist noch nicht eingeführt. So sind noch

jetzt die Sprachen der Wilden, und alle alte Sprachen, die ursprünglich sind, und das Gepräge der ersten sinnlichen Lebensart führen, sind voll Inversionen, aber nicht, die die Kunst in sie geleget; sondern die Natur fodert. Geberden, und Accent kommt zu Hülfe, um dies Chaos von Worten verständlich zu machen. —

So bald gewisse Dinge mit bestimmten Worten fortgepflanzt wurden; wie dies durch die ersten Lieder geschahe; so fing sich dieses unordentliche Chaos an zu senken; man suchte die Ordnung der Worte aus, die dem Lernenden am faßlichsten waren; das Sylbenmaaß mußte sie einpassen, und so ward sie zwar kein Gesetz, keine Regel, aber ein Muster, ein Präjudicat: und man weiß, daß alle Völker nach bloßen Gebräuchen leben, ehe sie Gesetze haben. Die Gebräuche werden zu Gewohnheiten, und so ward auch die Construktionsordnung dazu, doch daß ihre Uebertretung noch keine Sünde war.

Endlich näherte sie sich dem Ansehen eines Gesetzes, da die Büchersprache aufkam; jetzt fiel die Aktion weg, die vorher die Inversionen erläutert hatte. „Denn dem Sprechenden helfen „seine Gebärden und der Ton der Stimme den wahren Verstand bestimmen; da hingegen alles dies „im Buche wegfällt" *). Man mußte also einer gewissen Ordnung folgen, um dem Lesenden verständlich zu werden; indessen war diese noch sehr frei, wie die ursprünglichen ältesten Griechischen und Römischen Dichter bezeugen, die so viel künstliche

*) Lit. Br. Th. 17. pag. 186.

Wortumkehrungen in ihre dichterische Sprache einführten, daß keine neuere Sprache ihre Veränderungen nachmachen kann.

Man bestimmte die Ordnung der Worte so lange, bis man endlich den prosaischen Perioden herausdrechselte, der der Ordnung der Ideen, so wie sie sich der Verstand bildet, folgte und doch auch das Ohr und das Auge zu Rathe zog. Und er ward also in seiner Struktur eine Anordnung von Bildern, so wie sie sich dem Auge darstellen würden, von Ideen, wie sie sich der Verstand denkt, von Tönen, wie sie das Ohr fodert, daß es mit Wollust erfüllet werde. Der bloße Verstand, der nichts mit Auge und Ohr zu thun hat, folgt blos der Ordnung der Ideen, und hat also keine Inversionen; so ist der logische Periode. Er verwirft jede Veränderung, weil das Einfache das einzige Deutliche ist, und jede Inversion wenigstens einen möglichen Fall macht, daß eine doppelte Beziehung entspringen kann.

8.

Nun untersuchen wir hiernach die neuern Sprachen. Je mehr eine derselben von Grammatikern und Philosophen gebildet worden; desto härtere Fesseln trägt sie; je mehr sie ihrem ursprünglichen Zustande nahe ist; desto freier wird sie seyn. Je mehr sie lebt: desto mehr Inversionen; je mehr sie zur todten Büchersprache zurückgesetzt ist; desto mindere. Alles beweiset die Französische Sprache: Diderot klagt, daß ihr die Grammatiker der mittlern Zeiten,

die ihre Sprachkunst gebildet, Fesseln angelegt, unter denen sie auch wirklich noch jetzt seufzet. Wegen dieses einförmigen Ganges mag es vielleicht seyn, daß man sie eine Sprache der Vernunft nennet; daß sie eine so schöne Büchersprache zum Lesen ist. Aber für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch, und diese schöne Büchersprache hat, um im Reden nicht zu schleppen, den flüchtigen und ungewissen Tritt annehmen müssen, der für die hohe Deklamation diese galante Sprache Nervenlos macht. Wenn es von unsern jetzigen Sprachen gilt, „daß „wir eine Menge besonderer Zwecke gar nicht „durch die Wortfügung anzuzeigen vermögend sind: „sondern sie nur müssen aus dem Zusammenhange errathen lassen:" *) so ist diese Unvollkommenheit gewiß vorzüglich bei der Französischen Sprache.

Aber so ist doch ihre Sprache eine Sprache der Vernunft, weil ihre Ordnung der methaphisischen Reihe getreuer bleibt? Es sei so! getreuer! aber getreu bleibt sie ihr nie, und keine menschliche Sprache sinnlicher Geschöpfe kann ihr treu bleiben; denn die Französische Sprache hat so gut, wie jede andere, unphilosophischen Eigensinn — und nun schließe ich mit einemmal! ihre Ordnung ist schlechter, als die unsere, weil die unserige räumiger aufgeschürzt ist, um ihre Ordnung nach jedem Zwecke lenken zu können. Vollkommenheit kann keine Sprache erreichen; die größte poetische Schönheit auch nicht: sie bleibt also in der Mitte, und sucht: Behag-

*) Lit. Br. Th. 17. pag. 186.

lichkeit,*) — und zu der gehören auch Inversionen.

Die Sprache hat den Punkt der Behaglichkeit getroffen, die Poeten, Prosaisten und Philosophen ein leichtes Werkzeug ist; die beiden ersten nutzen von den Inversionen: wenn nun ihr Nutzen dem dritten nicht nachtheilig ist; so können und müssen sie bleiben.

Ich fange vom leichtesten an. Das Ohr will einen Perioden, der es durch seinen Wohlklang füllet, der genug abwechselt, und nicht zu oft wiederkommet. Kann dies eine Rede ohne Inversionen erreichen? Schwerlich! ein Periode schießt sich, wie der andere, wenn er seine Meynung gesagt hat; das stolze Ohr wird durch einerlei Cadencen gequält: es empfindet es, die Inversionen in der Sprache sind eben so nöthig, als das Unebenmaaß in der Malerei, und in der Musik der Mißlaut. Die Französische Sprache hat ja noch immer viele Inversionen — und doch wird ein Griechisches Ohr in ihrem Poetischen und gewöhnlichen Prosaischen eine große Monotonie bemerken, die oft bei dem letztern den Construktionen unseres Canzelstils gleicht.

Dies gienge endlich wohl noch hin — aber der Schriftsteller, der fürs Auge, für die Einbildungskraft schreibt, der durch die Einbildungskraft, Aufmerksamkeit, Empfindung, ja öfters Leidenschaft erregen will — der braucht sie nothwendiger.

---

*) Man erlaube mir dies Wort, das ein classischer Schriftsteller unter uns, wenn ich nicht irre, gerechtfertigt hat: der Verf. der Philos. Schr.

Er malet der Einbildungskraft ein Gemälde hin, wo jedes Wort von seinem Orte Schönheit erhält — und die Ordnung der Phantasie ist doch gewiß nicht die Ordnung der kalten Vernunft.

Diese Inversion ist, um die Aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überraschet, jene beweget die ganze Seele: diese gehört zum Hinterhalt, um unversehens hervor zu brechen; jene gehören zur Schlachtordnung, daß jedes Wort an seinem Orte trifft, und in seinem Lichte erscheint. Hierdurch bekommt die Prose Munterkeit, die Poesie Feuer; und die muntern Franzosen haben es bis zur muntern Prose des Umganges gebracht; und die Inversionen, die sich unsere gute Poeten haben erlauben können; gehören mit zur Deutschen Freiheit.

Aber wie? leidet nicht die philosophische Sprache der Deutschen darunter? Was das anbetrifft: so fühlen wir weit eher Fesseln in der dichterischen, als philosophischen Sprache; auch wir fühlen es: „daß wir eine Menge besonderer Zwecke gar „nicht durch die ordentliche Wortfügung anzeigen „können; die wir nur müssen aus dem Zusammen„hange errathen lassen." Unvollkommenheit unserer Sprache von der sinnlichen Seite; aber von der Seite der Vernunft? „Zur Weltweisheit *) scheint die „Deutsche Sprache, mehr als irgend eine von den „lebendigen Sprachen, ausgebildet zu seyn. Sie ist „bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken „des Metaphisikers in ihrer nackten Schönheit vor„zutragen, und von der andern Seite nachdrücklich „und bilderreich genug, die abgezogensten Lehren „durch

*) Th. 7. p. 163.

„durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. „Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu dan„ken. Zwei solche Schriftsteller sind gnug, einer „Sprache von einer gewissen Seite die gehörige Aus„bildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch so „zu sagen das Münzrecht zugestanden; denn die mit „ihrem Stempel bezeichneten Ausdrücke sind in dem „Gebiete der Weltweisheit nunmehr gäng und gäbe „worden.

„Der philosophische Geist hat sich bei uns auf „alle Theile der Gelehrsamkeit verbreitet, und giebt „unsern schönen Schriften selbst eine gewisse Tein„ture von Ernst und Gründlichkeit, die uns eigen„thümlich ist, und einem Ausländer den Karakter „der Nation zu erkennen geben muß. Hingegen „müssen wir von auswärtigen Lesern aus eben der „Ursach der Dunkelheit beschuldigt werden, so lange „sie noch mit unserer Literatur nicht genug bekannt „sind. Wenn uns Deutschen die Schriften eines „Pascal, Fontenelle, Montesquieu und „einiger andern Französischen Weltweisen nicht be„kannt wären; so würden wir uns in die neuern „Schriften dieser Nation gleichfalls nicht zu finden „wissen. Und wie vielmehr muß dieses den Aus„ländern in Ansehung unserer Literatur widerfahren, „da bei uns die Philosophie eine merkliche Gewalt „über die Sprache gewonnen, und wir zur Verbes„serung der schönen Wissenschaften, so zu sagen, „den Weg über die Metaphysik genommen haben."

In diesen Gesichtspunkten hat unsere Sprache vor der Französischen voraus, und sollte es also Gelehrten nöthig geschienen haben, diese Freiheiten

aufzuopfern: „seit dem sie Philosophie und Franzö„sische Sprache studirt hätten?“ *) Philosophie und Französische Sprache — ein Paar, was sich hier sehr fremde zusammen findet.

Ich muß indessen drei Stücke hinzu setzen, die ich hier nicht ausführen kann. So wenig unser Deutsch an Inversionen leidet; so wenig sind noch alle in Gang gebracht, die in den Formen desselben liegen. Wenn die Geschichte, der Dialog, die Prose des Umganges und die Poesie, jedes seine eigensinnigste Wendungen nutzen und ganz zwanglos brauchen wird: wie manches wird alsdenn an Tageslicht kommen, das jetzt im Schooß der Nacht begraben liegt? Zweitens: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet: so wenig kann es doch mit dem Griechischen und Latein verglichen werden, weil die ganze Natur widerspricht. Und denn: so wenig unser Deutsch an Inversionen leidet: so viele noch in den Formen desselben nach der Grammatik liegen: so manche noch aus den vorigen Zeitaltern zurück gezogen werden können, die unrecht aufgegeben sind: — so wird doch nie unsere Sprache kindisch mit Wortversetzungen, wie im Brete, spielen können. Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind hüpfen, und springen will wie ein Gaukler: sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist.

---

*) Prospect zum Journal étranger. 1760.

9.

Unsere Sprache ist reich an Idiotismen, und Idiotismen sind Patronymische Schönheiten, und gleichen jenen heiligen Oelbäumen, die rings um die Akademie bei Athen ihrer Schutzgöttin Minerve geweiht waren. Ihre Frucht durfte nicht aus Attica gehen, und war blos der Lohn der Sieger am Panathenäischen Feste. Ja da die Lacedämonier einst alles verwüsteten: so ließ die Göttin es nicht zu, daß diese fremde Barbaren ihre Hände an diesen heiligen Hain legten. Eben so sind die Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Uebersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind: Schönheiten in das Genie der Sprache verwebt, die man zerstört, wenn man sie austrennet: Reize, die durch die Sprache, wie der Busen der Phryne durch einen seidenen Nebel, durch das Wassergewand der alten Statuen, das sich an die Haut anschmieget, durchschimmern.

Idiotische Schriftsteller also, die selbst den Eigensinn ihrer Sprache nutzen, aus dem Ueberflüßigen und Unregelmäßigen derselben Vortheile ziehen, aus ihren Fundgruben Schätze heraufholen, und so schreiben, als sich nur in dieser Sprache schreiben läßt, sind ein Schatz der Nation: sie sind Nationalschriftsteller in hohem Verstande. Die Tugenden und Schönheiten ihres Ausdrucks wurden keinem fremden Lande entführt, sondern aus ihrer Sprache gebohren; und so wird man keine Kriege um eine geraubte Helena zu befürchten haben.

Eben so schwer lassen sie sich entführen: sie sind wie Gewächse, die unter einem fremden Him-

mel sterben, und also Vorzüge ihres Vaterlandes. Ueberdem können sie sich der Denkart ihrer Nation so genau anschmiegen, daß dieselbe in jedem Wort, das ihrer Zunge entwandt ist, in jedem Zuge, darin sie sich unvermuthet wiederfindet, die Freude des Wiedererkennens fühlet, wie, wenn man unvermuthet einen Landsmann, einen Verwandten, einen Gespielen unserer Jugend in einem fremden Lande erblicket. Wie wir alsdenn aufwallen und ihn umarmen: so wallen wir auch dem eigenthümlichen Ausdruck entgegen, der sich mit unsern Sprachwerkzeugen zusammen bildete, mit unsern Seelenkräften gemeinschaftlich aufwuchs, und der uns also an die Freuden unserer Jugend erinnert. Woher lieben die Britten so sehr das Launische in ihrer Schreibart? Auch deswegen, weil diese Laune unübersetzbar und ein heiliger Idiotisme ist. Warum haben Shakespear und Hudibras: Swift und Fielding: sich so sehr das Gefühl ihrer Nation zu eigen gemacht? Weil sie die Fundgruben ihrer Sprache durchforschet, und ihren Humor mit Idiotismen, jeden nach seiner Art und seinem Maaß, gepaart haben. Warum vertheidigen die Engländer ihren Shakespear, selbst, wenn er sich unter die Concetti, und Wortspiele verirrt — Eben diese Concetti, die er mit Wortspielen vermählt, sind Früchte, die nicht in ein anderes Clima entführt werden können: der Dichter wußte den Eigensinn der Sprache so mit dem Eigensinn seines Witzes zu paaren, daß sie für einander gemacht zu seyn scheinen: höchstens gleicht jener dem sanften Widerstande einer Schöne, die blos aus Liebe spröde thut, und bei der ihre jungfräuliche Bescheidenheit doppelt reizet.

Und nirgends reizt diese idiotistische Schreibart mehr, ja nirgends ist sie unentbehrlicher, als bei Schriftstellern der Laune, bei Dichtern von eigner Manier, und in dem Vortrage für den gemeinen Mann, der auch in Schriften leben soll.

Nimmt man diesen das Idiotistische ihrer Sprache, als einer lebendigen, als einer angebohrnen, als einer Nationalsprache: so nimmt man ihnen Geist und Kraft.

Es muß auch wirklich schwer seyn, zu diesen Geheimnissen der Sprache zu gelangen, weil wir unsere wahre idiotistische Schriftsteller in allen drei Gattungen leicht aufzählen können. Deutsche Humoristen haben wir wenige, und selbst Rabner ist kein Deutscher National-Swift, was den Geist seiner Charaktere, seiner Laune, seiner Schreibart betrifft. Von unsern komischen Schriftstellern im launigten Ausdruck — vielleicht keiner als Leßing, wenigstens keiner so eigenthümlich als er. — Und an einen Deutschen Cervantes, Hudibras, Tristram, und wie die guten Leute mehr heißen, läßt sich bei unserm Antonio von Rosalva, bei unserm Renommisten, und noch weniger bei andern Schriftstellern kaum gedenken. Die Ursachen von diesem Mangel sind eben nicht so schwer zu finden; aber desto schwerer abzuthun. Daß die Deutschen so gewaltig viel Laune in ihrem Charakter haben, mag jemand*) glauben, und in die Welt hinein schreiben, der nichts weniger als eine Deutsche National-

*) Löwe, Anrede an die Hamburgischen Schauspieler 2c.

bühne im Kopfe hat, von der ich noch nicht errathen kann, warum sie so heißt? Ich für meine Person glaube dies von den ernsthaften, einfachen, und oft gezwungenen Sitten der Deutschen nicht; mag mich aber darüber jetzt nicht einlassen; da ich blos von Schreibart rede. Hier finde ich in unserer ernsthaften Sprache nicht eben so einen Ueberschuß von Idiotismen für das Lächerliche, und lasse hierinn z. E. der Französischen Sprache ihren Vorrang willig. Ich habe vor einiger Zeit meine Nebenstunden auf eine Untersuchung des Lächerlichen in Sitten, und des Lächerlichen in der Vorstellung und dem Ausdruck, nach seinem Hauptbegriff und seinen vielerlei Arten, gewandt: und habe im Französischen wirklich mehr Worte gefunden, weil diese Nation, die ohne das mehr und lieber lacht, als die Deutschen, mehr Bemerkung aus der Cultur des Umganges zieht, als wir, und sich überhaupt mehr zu erklären weiß, wie die Seele durch den Körper spricht, als unsere Sprache. Dazu kommt noch die im Französischen eingeführte Freiheit, komische Wörter schaffen zu können, die ihr komisches Lexicon noch immer vermehrt. Ich gebe also dem Vorredner des journal étranger wieder den Deutschen Kunstrichter*) Recht, daß die Französische Sprache einen grössern Vorrath von Lachidiotismen habe, als die unsere — nur freilich hat die unsere deswegen noch keinen Mangel. Vielmehr stehet ihr hierinn nichts so sehr im Wege, als das Zierliche, das Regelmäßige, das Classische, das sich jeder geben will.

---

*) Prospect zum journal étranger, conf. Litr. Br. Th. 16. p. 8.

Kein ungewagtes Wort soll gewagt, kein Ausdruck aus dem gemeinen Leben aufgenommen werden, der nicht schon in Büchern abgedroschen ist: kein Eigensinn kann erlaubt werden, so bald er ein Eingriff in eine Regel seyn kann. Kunstrichter wünschen nichts so sehr, als geläufigen Styl, Ausdrücke, die für alle Sprachen geräumig, für alle Denkarten gedehnt genug sind, und das, was so recht nach ihrem Sinne, wo keine Regel beleidigt, keine neue Freiheit gewagt ist, wo alles in langsamem Schritt, wie ein beladener Maulesel, trabet, das ist klassisch. Auf einmal sind mit diesem Worte alle idiotistische Schriftsteller weg, denn der wird nicht gerne klassisch seyn wollen? Und um dieß, ist ja kein anderer Weg, als zu schreiben, wie die Regelnschmide, die Pedanten der Reinigkeit, und des Ueblichen in der Schreibart, die Großsiegelbewahrer der Keuschheit einer Sprache an ihren geheimen Orten, wie diese es wollen. Und diese wollen? — was so ist, wie sie schreiben: und sie schreiben? wie alle Menschen vor und hinter ihnen schreiben. Nun lebet wohl, eigenthümliche Schriftsteller, die ihr nicht so schreiben, die ihr eure Sprache weiter bringen wolltet: lebet wohl! Man pfeift euch ein Liedchen nach: Es war einmal ꝛc. u. s. w. man spottet eurer, statt euch zu hören. Wollt ihr nun nicht verspottet, sondern noch drüber gelobt seyn: wohl! so schreibt, wie andere ehrliche Leute, mit vielen Worten Nichts! — So viel Christen sind auf diesem Wege in den Himmel gekommen, und so viel Schriftsteller in den Canon klassischer Autoren aufgenommen, ohne daß sie an neue Ausbildung der Sprache, an Nutzung ihrer verborgenen Schätze ge-

dachten! der Weg ist leichter, sicherer, rühmlicher; lebe wohl Laune des Ausdrucks!

Darf ichs sagen, daß wir eben dieser Sklaverei des Ueblichen und Geziemenden wegen, noch so weit hinten sind, uns eine eigenthümliche Prose, die vom Munde weg spricht, zu geben? Wer wird es wagen, ein wahrer Schriftsteller des Volks zu seyn, den höchsten Kranz, den Abbt auf allen seinen Rennbahnen erobern wollte? Ablenken muß man von der Landstraße unserer Predigten, unserer Wochenschriften, unserer akademischen Geschichtschreiber — und wer wird das wollen? Unsern kritischen Gesetzgebern zu Dank hat auch Abbt nicht geschrieben; und warum ist, seines Styls ungeachtet, ungeachtet des Wenigen, was er geleistet hat, die Trauer um ihn so allgemein? Ueberall fühlt man bei seinen Schriften machtig, was sich nicht überall deutlich sagen läßt: er starb für Deutschland und für seine Sprache zu früh! Und wollen wir einmal über Materien des gemeinen Lebens auch in einer andern, als Kathedersprache, schreiben: so müssen idiotistische Schriftsteller seyn, die den Bücherton zur Sprache des Umgangs, der Prose die vom Munde weg spricht, herunter stimmen, und mit Anstand dem Volke seine Idiotismen rauben.

Idiotismen des Ernstes und des philosopischen Nachdrucks sind in unserer Sprache die häufigsten: sie drängen sich wie die Myrmidonen des Achills an einander: „Schild an Schild, Helm an Helm, „Mann an Mann: wie wenn ein Baumeister in der „Mauer des hohen Pallastes Stein an Stein fügt, „um den Stürmen der Winde zu trotzen." Hierin

waren unsere eigenthümlichsten Dichter am glücklichsten: und wenn man seine Hand stark fühlet, um die besten Idiotismen derselben zu wägen: so wird das Uebergewicht gewiß auf diese Seite des Ernsts fallen.

Und wären Idiotismen zu nichts gut: so eröfnen sie doch dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie seiner Sprache zu erkennen, es mit dem Genie der Nation zusammen zu halten, und beide aus einander zu erklären. Mir fällt z. E. ein*), daß es sich sehr wohl aus der Zeit unserer Vorfahren erklären ließe, warum wir die Sonne und der Mond; andere Nationen aber umgekehrt sagen; weil nemlich die Mythologie, die Zeitrechnung und Lebensart der Völker andere Gesichtspunkte nahm, und andere Gestalten bildete **). So vermuthet Michaelis ***) aus der botanischen Lebensart der Morgenländer, daß sie die Pflanzengeschlechter gekannt, und sie deshalb also in den Artikeln der Sprache unterschieden. So würde, wenn das Latei-

---

*) Zur Winkelmannischen Schrift von der Allegorie, p. 3.

**) Ich finde aber, daß die deutsche Sprache vielen Wörtern in späterer Zeit das Geschlecht verändert, vielen wider ihre Natur, wie z. E. der Sonne, in die Sonne; vielen aber ihrer Natur gemäß, wie mir z. E. der Blume, der Luft, der Rose, das Zeit, der Christenthum unnatürlich scheint. Siehe die Proben der Schwäbischen Poesie, B. Vorbericht XLII.

***) Preisschrift de l'influence des langues etc.

nische fusus in herba*) unserer Sprache fremd wäre, die Ursache in nichts zu suchen seyn, als daß dieser Idiotismus für unsere kältere und härtere Nationalsprache zu weich klänge. Die Idiotismen jeder Sprache sind Abdrücke ihres Landes, ihres Volks, ihrer Geschichte: Uebersetzer von Kopf müssen in ihnen allemal vielen Stoff zu Betrachtungen finden können: und der erste, der auf eine philosophische Grammatik für uns denkt, wird unter ihnen, wie unter Heiligthümern wandeln: und eben an ihnen sich zum Sprachweisen seines Volks bilden.

Auch bei einem einzelnen Autor giebt die Kühnheit und Art seiner Idiotismen Anlaß, auf sein Genie Acht zu haben. Derselbe Blick, der die Begriffe, wie Farben im Sonnenstrahl, theilt, nimmt auch die Lichtbrechung in den Nuancen der Sprache wahr. Der mittelmäßige Scribent bequemt sich, nach dem ordentlichen Wege, um ins Cabinet seines Fürsten zu gelangen; dieser besticht, jener betrügt, ein anderer schmeichelt; und ein Pythagoras läßt sich beschneiden, um hinter die Vorhänge der Weisheit zu kommen. Ein kühnes Genie durchstößt das so beschwerliche Ceremoniel: findet und sucht sich Idiotismen; gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in Bergklüfte, um Gold zu finden. Und betrügt es sich auch manchmal mit seinen Goldklumpen: der Sprachenphilosoph probire und läutere es: wenigstens gab es Gelegenheit zu chymischen Versuchen. Möchten sich nur viele solche Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden, die, wenn die Deutsche Sprache eine Berg- und Weidsprache ist,

*) Nord. Auff. St. 26.

auch als Gräber und Jäger sie durchsuchten. Cäsar schrieb über die Aehnlichkeit der Sprachen; Varro über die Etymologie; Leibniz schämte sich nicht, ein Sprachforscher zu seyn, und wir, troz unserer Deutschen Gesellschaften, haben hierin wenig oder nichts gethan.

10.

Männlich und stark ist also unsere Sprache in ihren Elementen — rauh und fest in ihren Sylbenmaaßen — gesetzt und langsam in ihren Wortverkehrungen — nachdrücklich und ernsthaft in ihren Idiotismen: soll ich also unserer ganzen Schreibart Charakter geben: so nehme ich diese Stücke zusammen, und sage: ernsthafte Prose, tiefsinnige Poesie: dieß ist der Platz, den unsere Nation vielleicht am eigenthümlichsten nehmen könnte.

Nehmen darf sie ihn nicht mehr: sie hat ihn schon: hat ihn vorzüglich vor Alten und Neuern: hat ihn in allen Gattungen der Schreibart; nun suche sie ihn nur zu behaupten, und sich vor den nahe liegenden Abwegen zu hüten. Der Verstand hat sie auf einen erhabenen Hügel gestellet: hier stehe sie, ohne andern Nationen ihren Platz zu beneiden, und Gemsenartig nach dem Gipfel derselben überspringen zu wollen. Sie verliere sich aber auch nicht auf die kleinen Nebenhügel, rings um ihren Siz, oder steige an den Fuß des Berges, um daselbst zu schlummern.

Beides haben wir gethan. Bald andern Nationen nachgeäffet, so daß Nachahmer beinahe

zum Beiwort, und zur zweiten Sylbe unseres Namens geworden. Bald von dem uns eignen Wege so sehr auf die nahen Abwege uns verlohren, daß wir fast mehr aus diesen auf die Hauptbahn schließen, und zwischen hin dieselbe auf gut Glück zeichnen müssen, als daß sie geschlagen und betreten vor uns wäre. Unsere Deutlichkeit hat sich bis ins Gebiet der Langenweile verlohren: unsere Gründlichkeit schleicht gern in halbdunkle dämmernde Winkel: unser Reichthum an Gedanken und Bildern ist in wilden Ueberfluß ausgeschossen: unser Ernst wird oft mürrische Trockenheit — und wenn zu allem noch die Nachahmungssucht dazu kommt: muß man da nicht patriotisch, wie Hamlet der Däne sagen:

indeed, it takes
From our atchievements, tho' perform'd at height,
The pith and marrow of our attribute.

Lasset uns einige dieser Abwege an andern, und wenn es besser ist, an uns selbst bemerken, den wahren Weg um so besser zu treffen.

Unsere witzige Prose hat, nach den meisten Büchern zu rechnen, noch den Ton der alten Wochenschriften, deutlich, und bis zum Gähnen deutlich zu seyn. Weil unser Publikum nicht vor gar zu langer Zeit entweder so blödsichtig war, daß es blos einen Flecken sahe, wo andere ein fein gezeichnetes Gemälde erblickten; so bequemten sich die Schriftsteller nach dem Leser. Das Buch ward das beste, was ihnen die angenehme Ruhe ließ, im Lesen wenig zu denken, was ihnen das Vergnügen schaffte, hie und da ein Blümchen zu finden, ohne sich beständig bü-

cken zu dürfen, was sie in den süßen Traum einwiegte, das hier zu lesen, was sie selbst schon gedacht zu haben glauten. Das Bücherschreiben ward von Verlegern ausgepachtet, und man bequemt sich nach dem Geschmack seines Lehnherrn. Das Publikum bestand aus einigen Journalisten, die nicht zu denken, wohl aber zu recensiren Zeit hatten; von diesen wurden andere angeführt und gleichsam gebildet. Hier und da fand sich ein Mäcen, der Arbeiten liebte, lobte, und lohnte, die ihm nicht viel Kopfbrechens machen — nun denke man sich diese Reihe von Lesern; man wird entweder die Feder aus der Hand werfen, oder man wird sie eintunken, nicht wie jener Grieche in Verstand, sondern in wässerichtes, phlegmatisches Gehirn; dieß hat wie der Mond eine sympathetische Einwirkung auf leere Köpfe. Willst du ein Kirchenvater bei Toiletten und Ruhebetten seyn; entmanne deinen Stil, wie jener Origenes sich selbst, um des Himmelreichs willen: alsdenn wirst du allen allerlei, wenn die Andachtsseufzer sich bei dem Lesen deiner Schriften mit dem Gähnen satter und bequemer Zuhörer vermischen können. O wenn man die Stöße von Deutschen Monats- und Wochen- von Lehr- und Trost- und Erbauungs- und Lustreichen Schriften siehet, die vormals und auch noch jetzt gelobt, gesucht und geschmiert werden: muß man nicht ausrufen:

O curas hominum, quantum est in rebus inane!
Heic aliquis, cui circum humeros hyacinthina laena est,
Rancidulum quiddam balba de nare locutus
Phyllidas, Hypsipylas, vatum et plorabile si quid

Eliquat, et tenero supplantat verba palato.
Assensere viri -- ecce inter pocula quaerunt
Romulidae saturi, quid dia poemata narrent.

Daher trägt ein Christ am Sonntage, und so viel Bände Andachten, und Erholungen und Zerstreuungen, und Briefe, und — den Preis wegen der Deutlichkeit davon: sie schreiben für die lange Weile des Publikum: ihre Bücher sind also des Cedernöls und Marmorbandes werth, und auf ihrem Grabe werden, nach dem Spott des Persius, Rosen und Violen wachsen. Ich führe keine namentlich an; ich müßte Aerzte, und Aufseher und Greise ꝛc. auch nennen, und für diese Stände habe ich alle gehörige Ehrfurcht.

Wie? würde es den Deutschen Anstand beleidigen, wenn man Deutschen Nachdruck mit Französischer Munterkeit, und Deutlichkeit mit Abwechselung würzte? — Endlich einmal aufhörte durch langweilige Prose gegen unsere Nachbarn so gute Alte vorzustellen, als der Chremes des Terenz gegen seinen Davus? Uns fehlen freilich witzige Aebbte — Ton angebende Damen — einmal canonisirte Galanterien — Schönheiten denen man Wahrheit und alles aufopfern muß. — Aber so etwas könnte man entbehren, oder mit der Zeit bekommen, oder schon haben — oder wie man will; allein —

Wo bliebe alsdenn die Deutsche Gründlichkeit? Ja! das hatte ich vergessen! Nun muß man wahrhaftig die Augenbraunen zu einer Wolke zusammen ziehen, um der Pallas nachzuahmen, wenn sie bei den Griechen, als Erregerin des Volks, erschien

— — γλαυκωπις Αθηνη
Η σεισσα λαον — —

Die Schriftsteller des ernsten Helvetiens, Sveviens, und Frankenlandes müssen in dem Ton ihrer Vaterstadt schreiben, und nicht wie die Menschenkinder in ganz Deutschland. In religiösen Gesprächen, vornehmlich wenn sie im Reiche der Todten sind, in Spartanischen Betrachtungen über die Lykurgische Gesezgebung, darf sich der Verfasser freilich nur denen verständlich machen, die ihn verstehen sollten (nicht, wollten; hier liegts nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern am prädestinirten Sollen). So erscheint die Pythiße, in einer heiligen Rauchwolke: die Haare sträuben sich: der Mund murmelt Worte, nur denen verständlich, die sie verstehen sollten:

Obscurum verborum ambage novorum
Ter novies carmen magico de murmurat ore.

Indessen, wir arme, ungeweihete Leser denken über die Dunkelheit solcher Schriften folgendes:

Entweder ist sie eigensinniger Zwang, gründlich zu scheinen, wie jenes Pferd die Epilepsie bekam, um ein Elendthier zu werden, und mancher ein Hypochondrist ist, um ein Philosoph zu seyn.

Oder es sind wirkliche Ursachen der Dunkelheit, die an dem Verfasser liegen: und diese sind: die Dunkelheit seiner Begriffe selbst: die kann man meistens, zehen gegen eins, angeben, wenn auch dem Ganzen des Werks Anlage, und der Bestimmung der Ideen Genauigkeit fehlt:

Cui lecta potenter erit res,
Non facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.

Alles entspringt alsdenn aus einer Quelle: man sieht den Geist des Verfassers, in dem, wie im Cha-

os des Ovids noch die Elemente der Ideen, in einer harmonischen Uneinigkeit schlummern, und in einer uneinigen Harmonie sich zur Bildung drängen. Ist ein solcher Schriftsteller noch ein junges Genie, so ist es nicht zu verwundern. Es ist ein Blinder, der noch Menschen als Bäume sieht: der Kunstrichter versuche die geduldige Cur, seine Augen zum Licht zu gewöhnen. Die Kinder sollen desto besser reden, die spät, und schwer lernen, und solche Dunkelheit ist dreimal besser, als jenes langweilige Plappern, mit vielen deutlichen Worten nichts zu sagen. — Einem Alten ist nun freilich der Staar schwerer zu stechen.

Noch öfter rührt diese Dunkelheit her von einer Stubengelehrsamkeit, die durch den mündlichen Vortrag nicht hat lebendig werden können. Durch den mündlichen Vortrag wird man deutlich; man lernt den besten Gesichtspunkt, faßlich zu seyn, bemerken: so lernte Sokrates von seiner Aspasie Weisheit und Vortrag: so lerne es der Lehrer in dem Kreise seiner Zuhörer, wenn er sie nicht als Maschinen behandeln will: so trete der Gelehrte in die große Welt, um sich seiner Cathedersprache zu entwöhnen: er erinnere uns nicht so oft, daß er vor seinem Schreibepult sitzet; er geselle die Deutsche Arbeitsamkeit und Genauigkeit zur Französischen Freiheit; dann wird er mehr seyn, als ein Französischer Abbe, mehr als ein fader Kanzelredner, mehr als ein Zeitungsschreiber; kurz! mehr als eine waschhafte Sibylle, die wohlriechende, oder heilige, oder neue und rare Kräuter zum Verkauf trägt; er wird mehr, aber doch nicht auf Kosten der Deutlichkeit.

Man sagt auch, daß eine gewisse Deutsche Bescheidenheit, die kurz seyn, die nicht beleidigen, die

durch

durch Mienen, nicht Worte sprechen will, Schuld an mancher Dunkelheit seyn soll; und hier ists also nöthig, den Schriftsteller aus dieser Verlegenheit zu ziehen, und unsere Staatsverfassung in der Literatur so unabhängig und republikanisch zu machen, als möglich. Bei den Alten war die Wahrheit, nach Cupers Briefen *), ohne äußere Verehrung, aber das Haupt und der Mund der Weisen war ihr heilig: bei uns hat sie Tempel und Altäre genug; jeder Kunstrichter räuchert ihr, aber als einer allegorischen Person. Gute Göttin! die du die Schutzgöttin Deutschlandes seyn solltest:

Si qua Dea es, tua me in sacraria dono!

Ueberhaupt haben unsere Schriftsteller durch die Lecture, und unsere Sprache durch die Uebersetzung der Französischen Prose, die immer schreibt, als ob sie spräche, merklich viel angenommen. Und da Uebersetzungen, und das Lesen der Engländer jenen fast anfangen das Gleichgewicht zu halten: so ist auch dies zum Vortheil der Denkart, weil unser Genie sich mehr auf die Brittische Seite neigt, und wir durch die Englische Stärke die Französische Leichtigkeit nahrhaft machen.

Nur daß dies Nahrhafte uns nicht überlade, und ins Uebersatte ausarte. Da z. E. die ersten Uebersetzungen aus dieser Sprache, die so voll von Beiwörtern und Schilderungen ist, Poetische Prose enthalten mußten: so ward dadurch wider Willen der Uebersetzer jener holprichte prosaisch-poetische Styl eingeführt, der unserer Sprache gar nicht angemessen ist.

*) Literar. Br. 4. p. 362. f. aus Uhle Sylloge nova Epistolar Vol. I. p. 227. f.

Ganz Deutschland theilte sich in drei Haufen: die Hexametristen, als Reuter mit schweren Cuirassen, und schwerem Gange; die prosaischen Poeten, Dragoner, zu Pferde und Fuß streitbar:

Great on the Bench, great in the Saddle:
That cou'd as well bind o'er, as swaddle,
So some Rats, of amphibious Nature,
Are either for the Land or Water:

Und denn die Französirenden leichten Völker, die in Kritischen Briefen, und Arzneien und Possen, mit Französischen Modeausdrücken um sich warfen, und als Schmetterlinge umher schärmten. So hat auch die Nachahmung der Britten den Geschmack in der Dichtkunst gebohren, der nichts so gern hat als Malereien voll ausgestopfter Bilder, mit Farben und Beiwörtern überladen, der aber eben so weit von der Einfalt der Griechen, als der starken Kürze unserer Sprache abweicht.

Auch in der Prose hat sich schon der übersatte Geschmack zu zeigen angefangen, der den Perioden mit Bei- und Neben- und Bindewörtern, mit Synonymen und Epitheten überladet, ihn nach der neuesten Mode mit Griechischen Namen und antiken Bilderchen ausstaffirt, und ihn in dieser für Aug und Ohr und Seele widerlichen Gestalt vorführet. Da dieser geblümelte Styl die neueste Modeschönheit ist: so wird man mich ohne ein Beispiel nicht verstehen — und so sey denn dies aus einer der neuesten Schriften. —

Diesmal nur die Vorrede. Die Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, ist so voll Blumen und Wortschmuck, daß wir dar-

über fast keine Gedanken sehen, und wenn man endlich mit zwo geschäftigen Händen, Blumen und Blüthen aus dem Wege gescharret, erblickt man ein mageres Skelett der bekanntesten Sätze. Ueberdem hat der Autor bei seiner gezierten, kostbaren Schreibart weder das volle Maaß eines antiken Perioden im Ohr, noch das einfältige Ideal der Griechen, über die er schreibt, vor Augen: denn schon sein erster Periode ist mit einem sechsfachen Und durchschnürt, wozu noch ein Knote von Oder kommt: er ist mit seiner Reihe von Nebensätzen, von Halb-Synonymen, nichts mehr, als künstlich und widerlich. Ja, wenn wir überdem den Verfasser zu einer Kleinigkeit die Hand so weit ausholen sehen, daß uns nicht für den Streich, sondern für sein Aufrechthalten bange wird — was können wir anders, als diese mühsame Kostbarkeit beklagen? er will Pope's Regel anführen: „man müsse die Alten mit „dem Geist lesen, mit welchem sie geschrieben!" Eine Regel, die eben so gut und noch eher aus Quintilian und andern anzuführen wäre, als aus Pope, wenn nicht bei Gelegenheit des Namens Pope, und eines erborgten Urtheils von ihm, vorher in fünfzehen Reihen sollte ein Geklingel voll Belesenheit und Geschmack erregt werden *). Wird dieser

*) Vorrede zu den Versuchen aus der Literatur und Moral, S. 3 und 4. „Young mag „dem Pope den Verdienst" (der Verdienst merces, und das Verdienst meritum sind wenigstens nach meiner Mundart unterschieden) „Original zu „seyn absprechen; hat er die Alten beraubt: so „erobert er wenigstens als ein König, der sich „die Provinz huldigen läßt, die er mit Gewal

Geschmack in der Schreibart wieder Mode, so wie er schon in sehr berühmten, und beliebten Büchern als schön und überschön angepriesen ist; — nun! so sind wir Gott sey Dank! in dem Jahrhunderte zurück, da ein himmlischer Redner im Erbauungs-

---

„einnimmt. Es liegt wenig daran, ob die Ge„setze, die er von der Kritik giebt, aus dem „Aristoteles und Horaz geschöpft sind, und dies „würde ich doch nicht allgemein zugeben; wenn „sie nur wahr und auf die Natur gegründet sind. „Dieses erleuchtete Genie, das unter dem ernst„haften didaktischen Tone eben so lehrreich ist, „als unter der Maske des Hudibras und „Martin Skribbler, fodert u. s. w.“ Nun! das heißt eine magere Forderung, ein kritisches Regelchen, das der Verfasser eben so gut als Pope vorschreiben mag, gelehrt und mit Geschmack vorbereiten! das heißt citiren! Eben als wenn Pope nicht so etwas fordern kann, wenn er auch nicht original, nicht ein königlicher Eroberer wäre! Eben als wenn wir um seine Regel zu wissen, zu glauben, es vorher wissen und glauben müssen; „er sei ein erleuchtetes Genie gewesen, unter „dem ernsthaftesten didaktischen Tone so lehrreich, „als unter der Maske des Hudibras und Skribb„lers! Und eben als wenn man, um dies Regel„chen anzuführen, sich vorher mit einer Bürger„meistersmiene darauf einlaßen müßte, ob er aus „Horaz und Aristoteles geschöpft oder nicht! „Dürfte man dem Verfasser seine Worte nicht „umkehren, die er hinzu setzt: „wie viel Worte „und wie wenig, was sie enthalten!“ zu Deutsch: ne quid nemis!

styl auftrat: „der Allerdurchlauchtigste ꝛc. ꝛc. ꝛc. — „König Salomo, ein leiblicher Sohn des großen ꝛc. „ꝛc. ꝛc. und der tugendhaften ꝛc. ꝛc. ꝛc. der Weiseste „ꝛc. ꝛc. ꝛc. der dreyhundert Weiber ꝛc. ꝛc. ꝛc. — läßt „sich im — Kapitel ꝛc. ꝛc. ꝛc. also vernehmen.“ Nun Gottlob! Land! — Das und noch mehr als das mag der gute Salomo alles gewesen seyn; aber Wohlehrwürdiger Herr! wer weiß das nicht schon? und wie kommt das hieher? Jam dic, Postume, de tribus capellis.

Können wir das Gute nicht anders, als im Uebermaaße, kosten und es nicht anders zeigen, als wenn wirs übertreiben? Hieher gehört auch bey unsern besten Schriftstellern der Fehler, da die Fülle der Gedanken und der Vorrath an Bildern im Perioden sich häufet, sich stößet, und aus Mangel der Oekonomie in Unordnung geräth. Oft verräth diese Verschwendung den Mangel zuerst: so wie ausgelassene Ueppigkeit mehr den scheinbaren als wahren Wohlstand begleitet. —

Wann wird unser Publikum aufhören, dieses dreyköpfichte apokalyptische Thier, halb Deutsch, Französisch und Brittisch auf einmal zu seyn? Wann wird man den Platz einnehmen, den unsere Nation verdient, Prose des guten gesunden Verstandes, und Poesie der Vernunft zu schreiben? Oder vorher frage man, wann wird man aufhören, die besten Englischen Schriftsteller durch Uebersetzungen zu verunstalten, und Prior, Milton, Young, in elende oder mittelmäßige Hexameter zu übersetzen: ein Sylbenmaaß, an das sie nicht im Traume gedacht haben? Wie lange wird man Popen in wäs=

serichter Prose, und Shakespear im ungleichsten, fast nie getroffenen Ton übersetzen? Wie viel könnten wir von den Britten lernen, und wie wenig haben wir gelernt! Ihr arbeitsamen Deutschen! Ein Deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die Deutsche Sprache wage, was jener für die seinige! Die Philosophie, das Nachdenken, das Sammlen ist ja euer Theil, und wir stehen den Britten auch in unserm Eigenthum nach? Wird es bald seyn, daß ihr eure Sprache durch Untersuchungen, ihr Weltweisen! durch Sammlung und Kritik, ihr Philologen! durch Meisterstücke, ihr Genies! zu derjenigen macht, die, nach dem Plinius, „alten Sachen „Neuheit; neuen das Ansehen des Alterthums; verrosteten Glanz; dunkeln Licht; widerlichen Reiz; „zweifelhaften Glaubwürdigkeit; allen aber Natur" verschaffen kann? werden die besten Deutschen Schriftsteller zu ihrer Titelvignette, bald die drei Grazien, als Sinnbild haben können: die Thalia mit ihrem Füllhorn voll Früchte, die leichte, gefällige Euphrosyne, und die bezaubernde Aglaja? Lasset uns einige neuere Originalschriftsteller anführen, die diesen Grazien und mit ihnen dem Genius unserer Sprache geopfert haben, und die Ehre unserer Deutschen Literatur sind *).

---

*) Anmerk. Ich würde meinen classischen Schriftstellern einen Schimpf anthun, wenn ich ihre Schriften erst anführen müßte. Man wird Hagedornen nicht mit dem Dichter verwechseln, von Moser seine ersten Schriften nehmen, Abbt

11.

1. Winkelmann, der Ruhm der Deutschen selbst unter dem Römischen Himmel, den die Muse des Alterthums und der Geschichte, die unsterbliche Clio, hat lassen gebohren werden, um die Kunst der Alten zu erklären. Ich führe es nicht an, wie er die besten Blüthen jeder Antiken Schönheit in seine Seele gesammlet: wie er hier unter Schriften, dort unter Denkmälern Auge und Geist gebildet: wie er seine Werke, so wie Raphael seine Gemälde, mit Feuer entwarf, und mit einem glücklichen Phlegma vollendete: wie er eine systematische Geschichte unter Ruinen und Ueberbleibseln liefern konnte: sondern ich muß mich hier blos auf die Schreibart einschränken. So wie die Attischen Jünglinge an dem Altar der Pallas Aglauros ihrem Vaterlande den Eid der Liebe schwuren: so hat die Muse auch auf seine Schriften geschrieben: dem Vaterlande geweihet. Wenn ich mir zum Gebäude des Körpers die weise Einfalt des Sokrates, des Lehrers der Grazie, denke, wenn ich diesem Körper das Gewand der Natur von Xenophon, und von dem andern Schüler Sokrates, dem göttlichen Plato, die Flügel hoher Ideen gebe: so stehet ein Bild vor mir, als wenn es die Muse der Winkelmannischen Schriften wäre. Einfältig im Vortrage: natürlich in der Ausführung, und erhaben in den Schilderungen, sind

im Styl als einen deutschen Tacitus ansehen, den man lesen, studiren, nicht nachahmen muß, meine Worte von Spalding nicht aus den Gränzen der Literatur reißen, und die Grundlage zu der Entwerfung des Hamannischen Charakters in seinen Kreuzzügen p. 219 suchen.

sie Werke der Unsterblichkeit würdig, und der Name unsers Jahrhunderts.

2. Hagedorn hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet, und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt; das ganze Werk zeiget vielen Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters, und die feinste Kritik des Costume: das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühsamkeit und Dauer nach, eine ächte Mosaische Arbeit —— Doch ich rede frei und ohne Schleier. Der Verfasser verräth viele Bekanntschaft in den Kunstsälen von hohem Geschmack, und in den Malerakademien nach dem Ueblichen; aber vielleicht etwas minder in dem heiligen Haine der schönen Natur; daher seine philosophischen Betrachtungen über das Schöne ꝛc. in der Kunst nie das Wesen erreichen. Für Lehrlinge ist sein Lehrbuch eine zu dunkle und in den Schönheiten zu verschlossene Encyklopädie der Malerei; desto angenehmer aber einem Leser, der eben so sehr Werkmann seyn will, als er leichte und galante Betrachtungen anhören, gelehrte und Weltübliche Anspielungen verstehen, und den ganzen Zuschnitt bis auf die kleinste Nuance Hofmäßig bemerken kann. Wenn Cäsar das Bild der Venus beständig bei sich trug, deren Sohn, ein zweiter Aeneas! er seyn wollte: so war sie freilich nach Römischem Geschmack bewaffnet; aber die Griechische Venus, wenn sie die Pallas überwinden will, ist nackt, und mit den Zierrathen ihrer irdischen Schwester nicht beharnischt. So kann auch ein Verfasser der Sohn der irdischen bekleideten Schönheit seyn, bei der man von dem

schönen Gewande auf das darunter Verhüllte, und von dem schönen Anstande auf die Seele schließt; allein vielleicht würde ein Proxenides*) über sein Kunststück urtheilen: führe diesen Paris in die Eleusinischen Heiligthümer, daß er die Schönheit nackt erblicke, und nackt sage. Indessen wer kann so genau die Gränze finden, daß der Fleiß nicht Mühsamkeit verriethe, der Geschmack sich nicht manchmal mit schönem Eigensinn paarete, und der Unterricht nicht oft nach Grundsätzen eine Lüsternheit übrig ließe. Ich urtheile frei, wie ein Deutscher! ihr Deutsche! haltet ein Werk werth, an dem der Franzose blos etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, und der Wälsche vom Unterricht abborgen kann: das ganze ist euer!

Von den Denkmälern der Kunst komme ich zu denen, die den Bürger bilden! Und da steht ein Deutscher Browne!

3. Moser**) kennet das Schroot und Korn der deutschen Sprache: der alten Lutherischen Religion, der alten Freiheit, Ehrlichkeit, und gesunden Vernunft unserer Väter: und er kann mit mehrerem Rechte unser Deutscher Browne seyn, als andere

*) Vermuthlich ein προξενος Cicerone.

**) Dieses ganze Bild ist nach der Idee gezeichnet, die der Verfasser aus den ersten Moserschen Schriften zog. Er stellet es hin, ohne untersuchen zu können und zu wollen: wie weit nachher Vielschreiberei, veränderte Situationen und halbverstandene Religionssätze den Herrn von Moser haben bringen können.

mit Platonischen Träumen, und mit einer hypochondrischen Fülle von politischer Tugend. Wie Parrhasius dort den Geist der Athenienser mahlte, „der „veränderlich, rachsüchtig, ungerecht, unerbittlich „und gnädig, ruhmredig, erhaben und niedrig, „wild und feige und alles zugleich war“ so könnte Moser den Geist der Deutschen mahlen, wie er war, und wie er ihn haben wollte. Alsdenn aber muß auch in dem Geschmack der Erfindung keine fromme Misanthropie, in der Zusammensetzung kein ungesunder Ueberfluß, in der Zeichnung kein schiefer Geschmack herrschen, der halb Französisch und halb Britisch ist. Er liefere sein Werk auch der Form nach mit allen Deutschen Vollkommenheiten geschmückt: tiefsinnig, reich, und wahr in der Erfindung; voll Bedeutung in der Zusammensetzung, männlich in der Zeichnung, und in der Ausführung vollendet. Jetzo muß der ehrliche Deutsche Leser bei allen Moserischen Schriften sämmtlich und sonders bedauren: daß der Minister zu sichtbar diktire, der Weltweise nicht Zeit genug, zu verdauen, und der Schriftsteller nicht Muße genug, selbst zu schreiben und anzuordnen habe. Hätte der Verfasser irgend in Deutschland einen andern Amphitryon, der die Macht und Geschicklichkeit besäße, seine zerstreuten Gedanken zu verbinden; die wassersüchtige Fülle in einen Körper zu verwandeln, wo volle gesunde Adern unter einer feinen Haut sich verbergen: ein zweiter Moser, der auch bisweilen sein Antipode seyn könnte, um viele schwermüthige Klagen mit leichtem und gesundem Blut zu lesen, ja der ihn endlich davon abbrächte, ein Prediger in der Wüste zu seyn. — Sollte es nicht mit zur Deutschen Nationalfreiheit gehören,

daß ein Genie, welches selbst nicht Mutter seyn kann, fremde, wohlgebildete, aber ausgestoßene, Kinder aufnähme, und sich an ihnen Mutterverdienst erwürbe? Ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdient dies!

4. Jetzt ein Censor, aber ein munterer Censor der Verdienste! Abbts Schriften sind für die Deutschen Original: der gute gesunde Menschen- und Bürgerverstand, der in ihnen herrschet, ist das Erbstück unserer Nation; die analytische Auflösung der Begriffe ist die beste Methode Deutscher Philosophie; die Fülle seiner Schreibart, die statt der Französischen Charaktere, und der Brittischen erdachten Beispiele, durch Geschichte lehrt, nährt unsern Geist, und das Eigenthümliche seiner Schreibart unsere Einbildungskraft. Das Feuer der Phantasie, in dem der Verfasser dachte und schrieb, aber nicht hätte lesen sollen, glüht jeden Leser an, der es versteht, ein Buch in eine Person, und todte Buchstaben in Sprache zu verwandeln; alsdenn hört man, und denkt und fühlt mit dem Autor. Kannst du aber, lieber Leser! nichts als lesen, nicht die Lücken, die dir überlassen wurden, in Gedanken selbst ausfüllen, nicht weiter denken, wo dir Aussichten eröfnet werden: so wirst du inne werden, was eben der Verfasser sagt: „dem Sprechenden helfen seine Geberden „und der Ton der Stimme den Verstand bestimmen: „da dies alles hingegen in einem Buche wegfällt.“ *)

*) Da Abbt in seiner Vorrede den werthen Herrn Claville nennt; so führe ich einen andern Französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts an: Traité du mérite p. Mons. l'Abbé de

Wenn ich diesen Schriftsteller mit Zimmermann vergleiche: so bemerke ich freilich an dem letzten mehr Fleiß in der Auswahl der Gedanken und Worte; aber einen gewissen Französischen Geschmack, einen Reichthum von Anführungen, der dem Verfasser selbst weniger übrig läßt, als er liefern könnte. —

5. Jetzt ein Schriftsteller nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der Menschheit: Spalding. So wie seine Wahrheiten sich zwischen Philosophie und gemeine Beobachtungen stellen; so gränzt auch sein Vortrag mit Genauigkeit und Aufwand: sein gesetzter Styl nimmt hie und da die Miene des Tiefsinns an, und sein blühender Styl scheint sich in den Luxus zu verlieren; aber man trete näher! Selbst der Aufwand wird alsdenn ein Stück des Nothwendigen, und die Schreibart schließt sich der Denkart so an, wie die nassen Gewänder der Alten den Körper durchschimmern ließen. Dies geht so weit, daß, wie ich glaube, die dem Verfasser bisweilen mühsam gewordene Denkart immer durchblickt: er mag sie so sehr mit Blumen bestreuen, als er will. Aber eben dies verbürgt auch die Treue, mit der er seine Seele entdeckt: und die in den Materien, worinn

Vassez. 1703. und die zweite Ausgab 1704. der aber über das Verdienst sehr französirt zu haben scheint, da er von den Verdiensten eines bel-esprit, von den sinnlichen Verdiensten viel zu schwatzen weiß, etwas was Abbt p. 284 — 287. in seiner Blöße darstellt. Magre Discourse über den Vorzug des Verdiensts vor Geburt und Reichthum scheinen das A und O dieses Werks zu seyn, das ich nur aus Recensionen kenne.

er schreibt, und in unserer Zeit ein seltenes Muster ist. Gesunden Menschenverstand in den Kanzelvortrag zu bringen, der das Mittel zwischen gelehrter Weisheit und unverständlicher Wortkrämerei halte, der den Jüdischen und gelehrten Griechischen Ton mit einerlei Vorsicht vermeide, der die Kanzel erniedrige, aber weder zum Mosaischen Stuhl eines Rabbi, noch zu einem philosophischen Catheder — zu dem Rednersorte eines Freundes, eines Vertrauten, eines Seelensorgers — dies sei der Charakter Deutscher Predigten. Welch ein Unterschied, wenn ich Spalding mit einem ebenfalls denkenden, gelehrten, und beredten Theologen vergleiche; es ist kein anderer, als Acken. Wenn ich die Predigten dieses Mannes, als erbauliche Abhandlungen ansehe: so verbinden sie philosophische Genauigkeit, Deutschen Nachdruck, und Griechische Schönheiten mit einander bis zu den kleinsten Theilen: zu lesen sind sie vielleicht Predigten, die die meisten Franzosen an Gründlichkeit, die Engländer an feinen Verzierungen, und seine Landsleute an nachdrücklicher Kürze in dieser Art von Schriften hinter sich lassen. Darüber wundere ich mich also nicht, daß sie wider ihr Verdienst unbekannt geblieben; denn sie sind ja keine Postillen, und keine blendenden Sermons; aber das bedaure ich, daß dieser Deutsche Chrysostom theils schon in ihnen oft ein heiliges Dunkel wölbet, dem System, dem Gesichtspunkte und dem Vortrage nach; theils sich nachher so hat verirren können, um vom Ursprung der Opfer auf mystische Art zu schreiben:

Infert se tectus nebula. Mirabile dictu!

6. Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen; hier ist der philosophische Schriftstel-

ler unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Styls vermählt haben soll: der Verfasser der philosophischen Schriften*). Ja er ists, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß; als hätte es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Kritik der schönen Wissenschaften ausgebreitet, die Baumgarten in Absicht der Lateinischen Schriftsteller so vorzüglich bewies: und —

Ich fühle es doch bei seinen philosophischen Schriften manchmal, was er selbst fühlte: „ich bekenne es, daß sich zu blos spekulativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt, als der strenge systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen und die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu kehren." Man hat ihm hierüber, als über ein Kompliment, Gegenkomplimente gemacht; allein wenn Moses unter dem systematischen Vortrage mehr als eine äußere mathematische Lehrart verstehet, so wird jeder seine Entschuldigung für Wahrheit annehmen. Jugendliche Einkleidungen in Briefe, und Gespräche; die Episoden in den Briefen, und die fremden Eingänge in den Gesprächen, scheint mir ein Putz, den die philosophische Würde nicht braucht. Denkende Leser führt er von der Betrachtung der Wahrheit selbst ab: sie müssen sich von den Spaziergängen nachher wieder zurück finden: und wer blos wegen dieser Einkleidung lieset — für den hat Moses nicht geschrieben: eine Braut blos wegen ihres Putzes

*) Th. 23. pag. 59.

lieben, ist lächerlich. Der Weise sehe seinen Gegenstand so helle als Moses; zeige ihn im rechten Gesichtspunkte, leite die Ideen natürlich fort, habe die Erläuterungen, und die Sprache in seiner Gewalt: so wird eine simple Abhandlung daraus werden, ohne Trockenheit und fremden Schmuck; sie wird ihren ganzen Zweck erreichen, einem Leser, der Wahrheit sucht und liebt, ohne Zwang und Umwege, ein Geleitsmann zu seyn — wozu? nicht zu lernen, sondern selbst zu denken. So sind die Abhandlungen im zweiten Theile der philosophischen Schriften; einige Literaturbriefe, die eigene Betrachtungen liefern, vielleicht von eben dem Verfasser, und — die Lessingschen Abhandlungen.

7. Lessing — leider! daß ich von ihm ein einziges ausgearbeitetes prosaisches Werk anführen kann, da doch das Publikum längst eine neue veränderte Ausgabe seiner Schriften erwartet hat, die, in Betracht seiner Talente in Witz und Phantasie, in Betracht seines Scharfsinns im Zergliedern, und seines glücklichen Ausdrucks, die Worte zur Aufschrift verdienen wird: „so viel that er: Nachwelt! schließe „daraus, was er thun konnte!"

8. Wir haben noch einige niedliche Abhandlungen in der Literatur, die letzten Jahre her erhalten, unter denen ich die Möserschen Schriftgen: Harlekin, oder vom Groteske-Komischen, seinen Brief an den Savoyischen Vikar u. s. w. nenne. Und überhaupt läßt sich an einem kleinen Klopstockischen Stücke des Nordischen Aufsehers u. s. w. mehr lesen, als an dicken Bänden im geläufigen Styl ersäuft — Es ist übrigens zu beklagen,

daß man einige der besten Deutschen Poeten nicht sonderlich im prosaischen Styl loben will; wie ich dies bei dreien insonderheit bemerkt zu haben glaube, denen es nicht gleich gut gelingt, Briefe und Lieder, Fabeln und Abhandlungen zu schreiben.

9. Darf ich unsere Schriftsteller mit einem Autor beschließen, der nach dem ersten Urtheil der Literaturbriefe mit Winkelmann eine Aehnlichkeit hatte, und nach dem letzten Richterspruche seine Antipode geworden: der erst ein Heiligthum unserer Zeit (αναθημα) war, und nachher zum Zeichen des Schreckens (αναθεμα) wurde: es ist der Verfasser der Sokratischen Denkwürdigkeiten: wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomenon bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache.

Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit: die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewerbe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat, damit ich mich seines eigenen Zeugnisses bediene, und seine Manier gleichsam nach seiner Manier schildere *),

Gele-

*) Kreuzzüge, p. 219. Ein Recensent von blöden Augen, und leichter Zunge hat dies nicht einsehen, und also Dinge in die Welt schreiben können, die er allein die Ehre haben wird, zu wissen, zu sagen, und zu glauben. Dem gesundern Publikum wird meine Versicherung genug seyn,

daß

Gelesen:) und allerdings, viel, weitläuftig und mit Geschmack gelesen (multa et multum legit;) allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der Brittischen Laune vermischt, sind um ihn zu einer Wolke geworden. Seine Belesenheit ist also unleserlich zusammen geflossen, wie eine Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben; und wenn freilich eine kleine nähere Anzeige der Spruchstelle, worüber er commentirt, vieles enträthseln, aber auch verrathen würde; so bin ich, der ich selbst unter die stummen Leser seiner Schriften gehöre, nicht im Stande, hier Errathungen für Gesichtspunkte angeben zu können.

Beobachtet:) Seine Bemerkungen vereinigen eine ganze Aussicht in einen Gesichtspunkt: hier stehe aber ein Leser, der diesen Punkt treffe, oft auf einem Wortspiel hafte, der sein Auge, der seine Laune zu Beobachtungen hat — sonst sieht er verzogene Stellungen, und Schimmel statt eines mikroscopischen Wäldchens. Leser, der du diese hingeworfene Beob-

daß dieser mein Freund, den ich in drei Ländern gleichsam nur begegnet habe, weder mein Apollo, noch mein verderbender Apollyon sey, daß ich weder zu seiner Schule gehöre, noch meine Schriften verfasset um seinen Geschmack auszubreiten: wie alles dies blos der genannte Kritikus so sonnenklar sieht, daß er das Gebiet dieser Schule von Schleswig bis nach Riga zu ziehen weiß, und Schriftsteller zusammen bringt, die sich blos in einem Kopf, wie der seinige ist, zusammen finden können.

achtungen verstehn, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!

Gedacht:) wie es scheint, über Schriften, die ihm ein Aergerniß oder eine Augenweide gewesen — und über Vorfälle, dazu er allein den Schlüssel behält. Weil er aber die Spinnengewebe der Systeme hat: so ist jeder Gedanke eine unaufgefädelte Perle; jeder Gedanke ist in ein Wort eingekleidet, ohne welches er ihn nicht denken und sagen konnte.

Angenehme Worte gesucht und gefunden:) Seine Annehmlichkeiten sind keine Folgen von gelernten Regeln: seine Fehler sind so gar, bis auf die Einkleidungen, Anspielungen und Licht und Schatten, bei ihm regelmäßige Fehler. Erfindung und Zeichnung sind Früchte der Denk- und Sehart, und eine Zunge kann stammlen, wenn die Seele gewisse Ideen nicht zu verknüpfen und auszudrücken weiß. — Barocci mahlte grünes Fleisch: und Guercino ein trauriges Colorit: von den Schriften dieses Verfassers gilt es also vermuthlich, was Plinius vom Mahler Euthykrates sagt: austero maluit genere, quam iucundo placere.

Seine Nahrung von ferne gebracht:) oft woher und wo es niemand vermuthete und dachte. Wo der ehrwürdige Satyr, Swift, leichtfertige Träumer und fromme Seleniten fand, im Monde; da findet ein anderer Ritter und Riesen:

Ich hieb viel tausend Feinde nieder,
In allen Nesseln, die ich fand,
Da lagen den die kleinen Leichen, u. s. w.

s. Gedichte von Karschin.

Hätte unser jetzo ebentheuerlicher Sokrates eine Aspasia, seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades, sie auszubilden; vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdenn vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles, Socratis et Platonis peior progenies, ein System in der Philologie errichtete, woran sein Großvater nicht gedacht hatte.

12.

Habe ich einen dieser Schriftsteller classisch *) genennet? Will ich sie für die einzigen guten und vortrefflichen ausgeben? Allen vor und außer ihnen ihren Werth abläugnen? Nichts von allem! Ich am allerwenigsten mag ein Brabeuta classischer Schriftsteller seyn, da ich selbst keiner bin, und seyn will. Aber Deutsche Schriftsteller, die vielleicht bei tausend Fehlern ihrer Sprache mächtig, auf eine gewisse eigene Art dieselbe behandeln, — die sind mir theuer, und so habe ich einige, wie ich sie kenne, aus den letzten Jahren genannt, und charakterisirt. Wer mir mehr als dies anmuthen will, spricht mit seinem und meinem Schatten.

Und überhaupt ist mirs unausstehlich, daß man mit dem Ehrenwort: Classisch so Schülermäßig spielet, daß jeder reingewässerte, regelmäßige Tropf

*) In das Register der ersten Ausgabe war dieß Wort durch ein Versehen gekommen, daran ich nur halb Schuld bin.

sich diesen Namen anmaßen könnte. Eben weil ich in diesem Wort mehr finde, als den Kern desselben, aus Grammatik und Schuloratorie heraus zu klauben, eben deswegen bin ich damit so eigensinnig und sparsam. Ueberall höre ich classisch nennen: was ist denn classisch? Classisch für wen? Classisch in welcher Materie? Himmel! kann man denn alle diese Fragen übergehen? Und übergeht man sie nicht, wo wird man mit den meisten canonisirten Schriftstellern bleiben?

Man bringt mir z. E. Gottscheds wohlweise Dicht- und Redekunst — ein classisches Buch? Das glaube ein anderer, als ich; ehe ich sie dafür, und für Sibyllinische Bücher bezahle: lieber ins Feuer! Man bringt mir Mosheims Akademische Lehrbücher — Classische Schriften? für wen denn? zu classischen Schriften träume ich mir doch ein anderes Publikum, als akademische Lehrlinge! Und in Lehrbüchern den einzigen Classischen Schatz der Deutschen Nation finden zu wollen, ein ganzes Publikum zu Schulknaben zu machen — hier fühle ich Schaamröthe auf meinen Wangen aufgehen! Man fährt fort*): „Mosheims Geschichte des Servetus — Classisch!" ich bin noch verlegen! Nun ja denn endlich, wenn man will, classisch; aber doch nicht für jede Gattung der Schreibart? höchstens in einer eingeschränkten Gattung derselben, der Historie — und noch enger in nicht mehr als einer Gattung des historischen Styls; weiter nicht! — Jetzt tritt Abbt**)

*) s. Briefe über den jetzigen Zustand der sch. W. Breslau, 1755.

**) Lit. Br. Th. 13. pag. 98. u. s. w.

an mich: „Uebersetzungen der Alten, wenn sie sind, „wie sie seyn sollen, können unsere classischen Schrift„steller werden?“ Ich zucke die Schultern: kaum! denn bei dem vortrefflichsten Anpassen fremder Redensarten an meine Muttersprache, trete ich vielleicht ihrem eigenen Genie zu nahe: wenigstens wird mir dies nur immer die zweite Sache, und so schreibe ich nicht völlig aus, sondern höchstens nach derselben, oder derselben nicht zuwider: ist dies aber genug?

Für meinen Eigensinn nicht! denn der — (nun nehme ich alle Zweifel zusammen) der wägt ein Buch nach dem Innern seiner Schreibart, und so kommen die Herrn Gottsched und Basedow gleich neben an, die vielleicht nicht einmal nach dem Aeussern die Probe aushielten. Er will zum classischen Schriftsteller, einen Autor für die Nation; und nun werden manche unserer akademischen Herren beiseit zu treten belieben. Er unterscheidet Gattungen der Schreibart, deren jede ihre eigene Gesichtszüge hat; ein Menschengesicht kann ja aber nicht für alle gelten, und ein Buch in einer Art der Diktion, nicht für alle andere ein Muster seyn. Er fodert endlich, daß classische Schriften die Schätze ihrer Sprache aufbehalten sollen: und so müssen dieselbe durchaus idiotistisch geschrieben seyn, so viel möglich, als wenn keine andere Sprache in der Welt wäre. Nun sind auch die Abbtischen Uebersetzungen fortgeschlichen, und ich stehe allein.

Wo sind unsere vielen Schriftsteller, die nach ihrer Materie, und nach dem Innern ihres Vortrages für die Nation, aus den Tiefen ihrer Sprache, ihrer Art des Inhalts

aufs genaueste angemessen, so geschrieben hätten, daß sich nichts anders, nichts besser sagen läßt? Wo sind solche Schriftsteller in jeder Gattung der Schreibart? — Antworte doch statt meiner ein allzeitfertiger Kunstrichter, der blos aus seiner Grammatik und Redekunst mit leichter Zunge antworten kann, und über alle diese Bedenklichkeiten hinweg ist.

Sey classisch, wer da wolle! ich werde keinem Kränze aufsetzen, noch rauben: das erste muß die Nation, das andere mögen Wortgrübler thun. Ich kann nichts, als sie wünschen, ihnen in die Hand arbeiten, und sie kenntlich anwenden. — Wollen wir claßische Schriftsteller haben: so müssen —

Akademien und Schulen nicht der einzige Sitz der Musen, und der Parnaß des Apollo seyn; denn was ist dem Charakter eines Schriftstellers der Nation fremder, als wenn er mit dem Publikum, wie mit Schülern, vom Katheder herunter spricht? nirgends sein Auditorium, und seine Werkstätte vergißt? und sich alsdenn neben einen Xenophon, Tacitus, Hume und Montesquieu dränget? Professor- und Paragraphenstil ist hier nicht das einzige Hinderniß: ein weit größeres ist, den lehrenden Ton auch im Lehren zu vermeiden, Lesern ihre Gesichtspunkte abzulauren, bilden und nicht unterrichten. Und Gottlob! daß wir schon so halb auf dem Wege sind: schon so weit, daß die lateinische Sprache nicht mehr für die Sprache Apollo's gilt: so weit, daß unsere barbarische Muttersprache uns schon anfängt, die liebste zu werden: so weit, daß die Schriftsteller der Bildung nicht allein auf

Schulen und Akademien leben dürfen, oder nicht wie auf Schulen und Akademien schreiben. Nur werde dieser Ton der Welt allgemeiner: er mißrathe nicht auch bessern Schriftstellern oft: er werde herrschend in allen Schriften der Bildung, die ich hier von Gelehrsamkeit unterscheide. Wird er dies: so ist die Polhöhe zu classischen Schriften bestimmt.

Nun fange man an die Hauptgattungen des Vortrages, vom gesellschaftlichen Dialog an bis zur tiefsinnigen Philosophie in diesen Ton zu stimmen. Bekommt man in jeder nur einige — durch diese wenige Schaustücke ist man reicher, als durch jene Menge glatter Scheidemünzen, wo überall Kupfer durchblickt, die leicht durch die Finger schlüpfen, und sich leicht vergeben lassen. So sind unsere lesbaren Schrifsteller die kein Nationalschatz sind.

Wollen sie dieses seyn, so müssen sie zuerst in die Goldgruben der Sprache herab steigen, und auch Gesetz und Regel übertreten können. Ist also noch unsere Sprache in der Zeit der Bildung, da sie aus sich selbst vieles zurück nehmen, aus andern vieles annehmen kann: so ist sie noch in der Zeit der Versuche, der Bearbeitung. Muster und ewige Muster erwarten, (in den meisten Gattungen der Prose,) vielleicht eine spätere Zeit. Lasset uns also nur idiotistische Schriftsteller, eigenthümlich für unser Volk, für Materie und Sprache seyn: ob wir classisch sind, mag die Nachwelt ausmachen!

III.

Der Faden ist einmal gerissen; warum soll ich ihn mühsam anknüpfen? — Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung, und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heut zu Tage jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden: und einer ist oft dem andern im Wege. Wie also, wenn es jedem erlaubt ist, zu bilden: so sey es mir doch erlaubt, zu fragen, was bilden heißt? was eine ungebildete Sprache sey? und was für Revolutionen andere Sprachen erlitten haben, ehe sie ausgebildet erschienen? — Wenn jeder seinen eigenen Weg nimmt, um auf die Vollkommenheit einer Sprache gerade los zu gehen; ich sehe diese Wege sich durchschneiden, gerade gegen einander laufen, von einander abgehen; ist es nicht der Nachfrage werth: wo denn alle hingehen? ob sie in ein Zauberschloß der Vollkommenheit zusammen treffen; oder ob man mehr als einen Merkstab stecken müsse, wo sie hinaus laufen? — Damit will ich nun keinen Fußgänger auf seiner Bahn irre, und keinen Partheigänger, dem alle Wege gleich gut sind, zu meinem Nachfolger machen: für mich selbst will ich die Sprache in verschiedenen Zeitaltern, auf verschiedenen Stufen, in mancherlei Gesichtspunkten der Bildung kennen lernen; vielleicht läßt sich denn über ihre Bildung was Gewisses bemerken, was Vollständiges entwerfen, und was Nützliches vorzeichnen.

Allerdings behalte ich beinahe immer die Griechische Sprache*) im Auge; in und von welcher

*) s. Bibl. der sch. W. 4. B. 1. St.

Sprache haben wir so viele Urkunden, Nachrichten, Hülfsmittel? welche hat sich so ursprünglich und auf ihrem eigenen Boden zur Literatur gebildet? welche hat sich so mancherley Gattungen der Literatur, auf eine ihr eigene ursprüngliche Art, anschmiegen gelernt? welche ist in allen Gattungen so vollkommen geworden? und welche hat ihre Zeitalter so ruhig durchlebt, dem Wachsthum der Natur so viel Platz gelassen, und sich gleichsam Zeit genommen zur Bildung? Keine als die Griechische! Wenn Urkunden einer Sprache möglich sind; so haben wir sie in ihr — in ihr eine Menge von Ueberbleibseln und Denkmälern und Nachrichten, als vielleicht nicht in allen übrigen der alten Sprachen zusammen genommen. Sie ist nicht wie die Literatur anderer Sprachen ein Baum, der, dem Erdreich als ein Fremdling erzwungen, durch die Kunst als ein Sklave aufgetrieben, und als Weichling erzogen, widernatürliche Pfropfreiser empfängt, und den ungesunden Fleiß seines Treibers nicht anders lohnen kann, als durch vorzeitige Früchte: durch Früchte, die das Auge betrügen, den Geschmack aufbringen, statt ihn zu besänftigen, und am liebsten die Speise der Würmer sind: denn so war die Literatur anderer Sprachen. Allein die ihrige war wie ein freiwilliger Baum, aus seiner Wurzel in schöner Erde langsam hervorgetreten: aus edler Natur gebar er edle Keime, gesunde Blätter, erquickende Blüthen, vollendete Früchte: so mancherlei Gewächs- und Fruchtarten er empfing; so wurden alle seine Säfte verwandt, und in seine Natur veredelt: nichts an ihm erstickte durch den überwältigenden Schatten eines zu nahen, hohen Baumes: nichts wurde durch die

nachbarlichen Gewächse verbittert: nichts durfte in zu enger Luft verrotten — in freiem, seligen Revier breitete er sich mit allen Aesten und Zweigen aus, und ward die Krone aller seiner Nachbarn, und die Mutter so vieler Sprößlinge: heilig, wie jene Homerische Buche Jupiters, auf welchem die Göttin der Weisheit und der Vater der Musen, Minerva und Apollo, in der Gestalt tapferer ansehnlicher Vögel saßen, und sich an den Helden vor Troja ergötzten. — Welche Sprache also, als sie, ist der Betrachtung, der Nachahmung würdiger; nur wer als ein Grieche, kann sie kennen, betrachten, nachahmen? —

Ich wenigstens nicht, und so kann ich auch nicht völlig aus und nach ihr zeichnen: ich muß andere zu Hülfe nehmen: Muthmaßungen aufrufen, — Hypothesen versuchen — doch warum so viel Vorbereitens auf eine Kleinigkeit, auf einen Roman!

Von den Lebensaltern einer Sprache.

So wie der Mensch auf verschiedenen Stufen des Alters erscheinet: so verändert die Zeit alles. Das ganze Menschengeschlecht, ja die todte Welt selbst, jede Nation, und jede Familie haben einerlei Gesetze der Veränderung, einerlei Lebensalter — und so die Sprache. Daß man dies bisher so wenig als möglich unterschieden, daß man diese Zeitalter beständig

verwirret, werden die Plane zeigen, die man so oft macht, um eine Stufe aus der andern ausbilden zu wollen: man reifet das Kind zu früh zum Milchhaar des Jünglings; den muntern Jüngling fesselt man durch den Ernst des Mannes, und der Greis soll wieder in seine vorige Kindheit zurück kehren; oder gar eine Sprache soll auf widersprechende Art die Tugenden aller Alter an sich haben. Verkehrte Versuche, die schädlich würden, wenn nicht die Natur mit vielen nachtheiligen Entwürfen einen Grad von Schwäche verbunden hätte, der sie zurück hält. Ein junger Greis, und ein Knabe, der ein Mann ist, sind unleidlich, und ein Ungeheuer, das alles auf einmal seyn will, ist nichts ganz.

Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsylbichte, rauhe und hohe Töne hervor. Eine Nation in ihrem ersten wilden Ursprunge starret, wie ein Kind, alle Gegenstände an; Schrecken, Furcht und alsdann Bewunderung sind die Empfindungen, derer beide allein fähig sind, und die Sprache dieser Empfindungen sind Töne, — und Geberden. Zu den Tönen sind ihre Werkzeuge noch ungebraucht: folglich sind jene hoch und mächtig an Accenten; Töne und Geberden sind Zeichen von Leidenschaften und Empfindungen, folglich sind sie heftig und stark: ihre Sprache spricht für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften: sie sind größerer Leidenschaften fähig, weil ihre Lebensart voll Gefahr und Tod und Wildheit ist: sie verstehen also auch die Sprache des Affekts mehr, als wir, die wir dies Zeitalter nur aus spätern Berichten und Schlüssen kennen; denn so wenig wir aus unserer ersten Kindheit Nachricht durch Erinnerung haben, so wenig sind Nachrichten aus

dieser Zeit der Sprache möglich, da man noch nicht sprach, sondern tönete; da man noch wenig dachte, aber desto mehr fühlte; und also nichts weniger als schrieb.

So wie sich das Kind oder die Nation änderte: so mit ihr die Sprache. Entsetzen, Furcht und Verwunderung verschwand allmählich, da man die Gegenstände mehr kennen lernte; man ward mit ihnen vertraut und gab ihnen Namen, Namen, die von der Natur abgezogen waren, und ihr so viel möglich im Tönen nachahmten. Bei den Gegenständen fürs Auge mußte die Geberdung noch sehr zu Hülfe kommen, um sich verständlich zu machen: und ihr ganzes Wörterbuch war noch sinnlich. Ihre Sprachwerkzeuge wurden biegsamer, und die Accente weniger schreyend. Man sang also, wie viele Völker es noch thun, und wie es die alten Geschichtschreiber durchgehends von ihren Vorfahren behaupten. Man pantomimisirte, und nahm Körper und Geberden zu Hülfe: damals war die Sprache in ihren Verbindungen noch sehr ungeordnet und unregelmäßig in ihren Formen.

Das Kind erhob sich zum Jünglinge: die Wildheit senkte sich zur politischen Ruhe: die Lebens- und Denkart legte ihr rauschendes Feuer ab: der Gesang der Sprache floß lieblich von der Zunge herunter, wie dem Nestor des Homers, und säuselte in die Ohren. Man nahm Begriffe, die nicht sinnlich waren, in die Sprache; man nannte sie aber, wie von selbst zu vermuthen ist, mit bekannten sinnlichen Namen; daher müssen die ersten Sprachen bildervoll, und reich an Metaphern gewesen seyn.

Und dieses jugendliche Sprachalter war blos das *Poetische*: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter *erhöhete* nur *seine Accente* in einem für das Ohr gewählten Rhythmus: die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel auseinander wie er wollte — Seht! das ist die poetische Sprache, der poetische Periode. Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der *Dichter*: jetzt sangen die αοιδοι und ραψωδοι: da es noch keine Schriftsteller gab, so verewigten sie die merkwürdigsten Thaten durch Lieder: durch Gesänge lehrten sie, und in den Gesängen waren nach der damaligen Zeit der Welt Schlachten und Siege, Fabeln und Sittensprüche, Gesetze und Mythologie enthalten. Daß dies bei den Griechen so gewesen, beweisen die Büchertitel der ältesten verlohrnen Schriftsteller, und daß es bei jedem Volk so gewesen, zeugen die ältesten Nachrichten.

Je älter der Jüngling wird, je mehr ernste Weisheit und politische Gesetztheit seinen Charakter bildet je mehr wird er *männlich*, und hört auf Jüngling zu seyn, und eine Sprache, in ihrem männlichen Alter, ist die schöne Prose. Je mehr die Poesie Kunst wird, je mehr entfernet sie sich von der Natur. Je eingezogener und politischer die Sitten werden, je weniger die Leidenschaften in der Welt wirken, desto mehr verlieret sie an Gegenständen. Je mehr man an Perioden künstelt, je mehr die Inversionen abschaffet oder durch Kunst vermehret, je mehr bürgerliche und abstrakte Wörter eingeführet werden, je mehr

Regeln eine Sprache erhält: desto vollkommener wird sie zwar als Kunst, aber desto mehr verliert die wahre Poesie der Natur.

Jetzt ward also der Periode der Prose geboren, und in die Runde gedrehet: durch Uebung und Bemerkung ward diese Zeit, da sie am besten war, das Alter der schönen Prose, die den Reichthum ihrer Jugend mäßig brauchte, die den Eigensinn der Idiotismen einschränkte, ohne ihn ganz abzuschaffen, die die Freiheit der Inversionen mäßigte, ohne doch noch die Fesseln einer philosophischen Construction über sich zu nehmen, die den poetischen Rhythmus zum Wohlklang der Prose herunter stimmte, und die vorher freie Anordnung der Worte mehr in die Runde eines Perioden einschloß: — dies ist das männliche Alter der Sprache.

Das hohe Alter weiß statt Schönheit blos von Richtigkeit. Diese entziehet ihrem Reichthum, wie die Lacedämonische Diät die Attische Wollust verbannet. Je mehr die Grammatici den Inversionen Fesseln anlegen; je mehr der Weltweise die Synonymen zu unterscheiden oder wegzuwerfen sucht, je mehr er statt der uneigentlichen eigentliche Worte einführen kann; je mehr verlieret die Sprache Reize; aber auch desto weniger wird sie sündigen. Ein Fremder in Sparta siehet keine Unordnungen und keine Ergötzungen. Dies wäre ein philosophisches Zeitalter der Sprache.

Einen Roman dachte ich denn wohl eben nicht zu schreiben, da ich meine Hypothese von der Natur einer Sprache in verschiedenen Zeitaltern, Gesichtspunkten und Gattungen der Schreibart aufsetzte.

Mein erster Augenpunkt war: wie ist sie als Sprache der Natur vor aller künstlichen Bearbeitung, in ihrer Kindheit? Wie muß sie seyn, da die ersten Dichter, die Sänger der Natur, in ihr sangen? Wie wird sie sich ohngefähr mit den Sitten eines Volks zur bürgerlichen Sprache herunter bilden? Und wie, wenn sie den ersten natürlichen Prosaisten Raum giebt? In Poesien und Prose verfolgte ich sie also nur bis an die Gränzen der Kunst, und da ich sie unmöglich durch alle Schulen und Classen der Gelehrsamkeit begleiten konnte: sprang ich mit einemmal zur höchsten Stuffe: wie, wenn sie eine philosophische Sprache im schärfsten angestrengten Tone wäre, wie denn? — Dies war die Seele meines philosophischen Sprachenromans, und zum Körper ward die Vergleichung mit den Zeit- und Lebensaltern der Menschen: eine Parallele, die mir natürlich, wahr, richtig und fruchtbar vorkam; ja aber immer nichts als Vergleichung blieb. Nun überließ ichs dem Leser, der gelesen hätte und denken könnte, dies Fragment von Sprachkunde sich selbst aus Geschichte, Sprachen und Wahrscheinlichkeit zu beweisen. Einige haben dies nicht gethan; andere mich gar auf unbescheidene Art gemißhandelt, über das, was sie nicht verstanden, und so muß ich an das verdrießliche Geschäfte: mich selbst zu erklären.

1.

Zum voraus aber ein Wort zum Labsal auf diesen dunkeln Weg nahe an den Ursprung einer Spra-

che hin: für mich und meine Leser. — Es ist immer eins der angenehmsten Felder, auf welche sich die menschliche Neugierde verirren kann: über den Ursprung dessen, was ist, zu philosophiren. Können wir uns nur halb mit dem süßen Traume schmeicheln, zu wissen: was etwas sey? unbefriedigt klettert unsere Wißbegierde sogleich höher an: war es immer so? wie ward es? Zuletzt hat sie sich also bis auf den kühnen Gipfel verstiegen, auf dem sie wie ein Wolkengeschöpf erscheint: den Ursprung selbst wissen zu wollen: ihn entweder historisch zu erfahren, oder philosophisch zu erklären, oder dichterisch zu muthmaßen.

Das letzte ist freilich nur für die Einbildungskraft befriedigend: für den Verstand höchstens eine Spur von Fußtritten, um zu der Höhle zu kommen, wo der Riese selbst schlummert; aber auch in dieser Absicht voll Reiz. Die ältesten Nachrichten von der Kindheit der Welt: der Anfang merkwürdiger Verfassungen: frühe Erfindungen in Wissenschaften und Künsten: die Kosmogonien, die sich jedes Volk erträumte: die dichterischen Fiktionen, in welche sich alle Weisheit und Kunst, bei ihrer Geburt, wie in Windeln einkleideten — alle diese Ueberbleibsel vom Ursprunge der Dinge würden, wenn man sie als Reste eines alten Aeons sammlete, Baugeräth zu einem Tempel seyn, der von Ruinen erbauet, groß ins Auge fiele. — Mit welchem Vergnügen durchträumen wir dichterische Erzählungen von diesem und jenem Ursprunge! hier den ersten Schiffer, dort den ersten Kuß, hier den ersten Garten, dort den ersten Todten, hier das erste Cameel, dort das erste Weib: Erdichtungen, in denen die Dichter unse-

rer

rer Sprache noch so sparsam sind. Ovids Verwandlungen sind auf der einen Seite so unschmackhaft, als Feenmärchen nur seyn können; auf der andern aber, wenn sie aus der Mythologie uns bald dies, bald das erklären, wie es ward? so lassen sie sich lesen als unterhaltende Anekdoten, aus dem Archiv göttlicher und menschlicher Erfinder, als Erdichtungen, die eine reiche dichterische Einbildungskraft gebar. Vor allen stehet auch hierinn Homer voran, der eine ganze Geschichte in ein Bild; und die ganze Schöpfung einer Sache in ein mythologisches Märchen zu kleiden weiß: in ihm läßt sich über die Philosophie der ersten Zeit so angenehm und begeistert schlummern, als in dem Tempel des dichterischen Apollo, der göttliche Träume sandte.

Wüßte man nun den Dichter mit dem Philosophen zu verbinden, und was beide liefern, in Geschichte zu verwandeln: — ein Plan, den der elende Polydorus Vergilius so verdorben: — ein Plan, zu dem Goguet mit vielem Fleiß gesammlet: — ein Plan, über dem Iselin und andere mit Ruhm gearbeitet, — was würde er werden, unter der Hand eines Weisen über die Kindheit der Zeiten? Gewiß mehr als ein Kräuselspiel der Phantasie und ein Zeitvertreib müßiger Leser. Mit dem Ursprunge einer Sache entgeht uns ein Theil ihrer Geschichte, die doch so viel in ihr erklären muß, und meistens der wichtigste Theil. Wie der Baum aus der Wurzel: so wächset Kunst, Sprache und Wissenschaft aus ihrem Ursprunge herauf. In dem Saamenkorn liegt die Pflanze mit ihren Theilen; im Saamenthier das Geschöpf mit allen Gliedern: und in dem

Ursprung eines Phänomenon aller Schatz von Erläuterung, durch welche die Erklärung desselben genetisch wird. Woher sind so viel Verwirrungen entstanden, als weil man den spätern Zustand einer Sache, einer Sprache, einer Kunst, für den ersten nahm, und den Ursprung vergaß? Woher so viel Irrthümer, als weil ein einiger Zustand, in dem man alles betrachtete, nichts anders als einseitige Bemerkungen, getheilte und unvollständige Urtheile geben mußte? Woher so viel Zwist, als weil jeder diese seine Begriffe und Regeln, so einseitig sie waren, für die einzigen ansahe, sie zu Lieblingsgedanken machte, nach ihnen alles entschied, und außer ihnen alles für Nichts, für Abweichung erklärte? Woher endlich so viel Selbstverwirrung, daß man aus einer Sache, die nicht immer dieselbe blieb, immer verändert erschien, endlich nichts zu machen wußte — woher alles, als weil man den ersten Punkt nicht hatte, von dem sich das Gewebe der Verwirrung entspann, den Anfang nicht hatte, von dem sich nachher der ganze Knäuel so leicht abwickeln läßt, und den Ursprung nicht wußte, auf welchem die ganze Geschichte und Erklärung, wie auf einer Grundveste ruhet.

Nun tappen wir freilich in einem dunkeln Gefilde, wenn wir der fernher tönenden Stimme nachschleichen: wie entstand dies? und bei wenigen Entstehungen ist um uns so viel Nacht, als bei der Frage: wie entstand die Sprache? Die Ursachen, die diese Dunkelheit weben, lassen sich leichter zeigen, als verjagen. Ich versuche sie anzuzeigen: denn vielleicht läßt sich eher eine Wolke zertreiben, wenn

man weiß, woher sie entstand? und wenigstens wird mancher, den dieser Weg so helle dünkt, behutsamer gehen lernen.

Der sicherste Weg zu Kenntnissen über die Kindheit der Sprache, wären historische Nachrichten; allein daß diese Nachrichten möglich, daß sie sicher sind, daß sie bis auf uns reichen — dazu wird selbst eine der schwersten und spätesten Erfindungen erfodert: die Kunst — Ich will nicht sagen, die Kunst zu denken: sonst käme ich in das Labyrinth: wie weit hat die Kunst zu denken, die Kunst zu sprechen, und diese jene gebildet und ausgebildet? — Ich bleibe also blos bei der Kunst zu schreiben: zu schreiben, was man will: ewig zu schreiben. Und wie viel später ist diese Erfindung, als die Kunst zu sprechen, und zu sprechen was man will? Und wie viel Revolutionen hatte die Sprache überlebt, ehe man so weit kam? und ehe man an eine schriftliche Nachricht dachte? Und wie viel Jahrhunderte gilt diese letzte Kunst, so wie sie da war, Nichts? Selbst die Tradition, damals die einzige Bewahrerin historischer Nachrichten hatte sich längst heißer geschrien, sich mit Lügen und Fabeln vermischt, ehe man die Ueberbleibsel ihrer Sage schriftlich aufnahm. Sie konnte, wie die Echo, nur immer eine andere Echo wecken, ihr einen schwachen verkürzten und halben Laut übergeben: dieser kürzte, verdunkelte, und schwächte sich immer mehr: er verstummte beinahe, und war unvernehmlich, bis er endlich ein menschliches Ohr fand, das wenig oder nichts aus ihm buchstabiren konnte. Die griechische Sprache hatte im Homer schon ihren höchsten Gipfel erreichet, ehe die Kunst Bücher zu schreiben erhört war;

und woher nun Nachrichten vom Ursprunge der Sprache, die nicht selbst Muthmaßungen wären?

Ueberdem keine menschliche Erfindung ist auf einmal da, und am wenigsten die erste und größeste aller Erfindungen, die Sprache? Nicht war sie gleich, was sie ward, und ist. Denn siehe! diesen majestätischen Fluß: er entsprang — aus einer Quelle, die an sich unbekannt geblieben wäre, hätte sie nicht diesen Sohn gebohren. Und die Quelle selbst? das ist schwerer! Aus dem Verborgenen quoll sie hervor! entstand nach und nach: ihren Ursprung hat niemand bemerken wollen, und man hat genug, zu erklären, wie sie hat entstehen können. So ists mit den größten Dingen, sie waren elende Versuche, wurden Spiele — Handgriffe — Künste — regelmäßige Künste — und spät genug eine Wissenschaft. So auch mit der Sprache: lies den großen Homer, den Inbegriff aller Sprache der Götter, und gehe auf den Ursprung dieser göttlichen Sprache zurück: du wirst ihn in den Hüllen menschlicher Nothdurft, in einer Wiege der Kindheit, in Windeln erblicken, deren du dich schämen müßtest.

Und nehmen wir auch nicht so eine hervorragende Höhe: gehen wir auch mehr auf den Anfang zurück, wann wird das Geschöpf geboren? wann kommt es ans Licht? wann es schon vollständig gebildet ist: im Verborgenen ward es gebildet, und — wie es erzeuget wurde, läßt sich ihm nicht ansehen. So giebt es bei allen menschlichen Productionen Erzeugung und Geburt: von der letzten fängt sich Gestalt, Lebensalter und Zeitrechuung an; allein wie viel merkwürdige Veränderung, ja die ganze

Gestaltung selbst wird darüber vergessen! So auch bei der Sprache: wer kann sie bemerken, ehe sie ist? wie sie wird? Da und vollkommen da muß sie seyn, ehe sie auch nur bemerkbar wird, und der Forscher will das erste wissen!

Die meisten Dinge in der Welt werden durch ein Ohngefähr, und nicht durch abgezweckte Versuche hervor= weiter herauf= und herunter gebracht: und wo will ich nun mit meinen Vermuthungen hin, in einem Zauberlande des Zufalls, wo nichts nach Grundsätzen geschieht, wo alles auf das spröbeste sich den Gesetzen der Willkühr und des Zweckmäßigen entziehet: wo alles, das Meiste und Kostbarste, dem Gott des Ungefährs in die Hände fällt. Hätten wir eine Geschichte der menschlichen Erfindungen: wie würden wir Erzeugungen finden, die nach der Kosmogonie des Epikurs, durch ein Zusammentreffen der Atomen entstanden! Reihen von Ursachen wirkten zusammen, gegen und nach einander: Rad griff in Rad: eine Triebfeder gegen die andere: ohne Plan und Regel drängte eins das andere: feurig und schnell veränderten sich die Würfe: das Ungefähr hatte seine schlechten Loose fast erschöpft, ehe bessere fielen. — Nun entwerfe man nach einer philosophischen Heuristik Plane: wie eine Sache hätte entstehen können? hätte entstehen sollen? man wird mit allen Grundsätzen a priori ein Thor! Nicht, wie die Sprache entstehen sollte? entstehen konnte? sondern entstanden ist? das ist die Frage!

2.

Wie nun? hätte man an so etwas gedacht, wenn man über Ursprung und Kindheit der Sprache urtheilen wollte — wo wären denn so manche philologische Hypothesen geblieben, die blos nach dem verjüngten Maasstabe unserer Zeiten abgemessen waren? wo so manche Urtheile der Verwirrung, die alles in schiefen, halben verzerrten Figuren erblickten, weil sie ihren Lehnstuhl zum Sehepunkt nahmen, und in die Zeiten und Umstände sich nicht zu setzen wußten, in denen die Sprache ward und war? wo der diktatorische Eigensinn, der sich unterstand, Nachrichten der Alten zu widersprechen, ohne sie zu widerlegen: sie nach seinem Kopf zu drehen, und wenn sie sich nicht drehen ließen, sie wegzuwerfen, zu verspotten? Und wo die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache aus der Natur derselben dargethan?

Aus der Natur derselben? wäre dies geschehen, auch neulich von Süßmilch*) geschehen: wie hätte er denn einen späten, einen vollendeten Zustand der Sprache für den Ursprung, und eine gebildete Sprache, an der auch selbst bei dem rohesten Volke Jahrhunderte arbeiteten, zu der Millionen Menschen zutrugen, die so viel Zeitalter überlebt hat — wie hätte er die für eine werdende Sprache nehmen können? Siehe diesen Baum, mit seinem starken Stamme, mit seiner prächtigen Krone, mit Aesten und Laub, Blüthen und Früchten, auf seinen Wurzeln, wie auf einem Throne — siehe ihn, wie er ist: du wirst bewundern, erstaunen, und

---

*) Süßmilch über den Ursprung der Sprache.

ausrufen: „Göttlich! Göttlich!" Nun aber siehe dies kleine Saamenkorn, siehe es in die Erde verscharrt, sich in einem zarten Sprößlinge hervor heben, Keime treiben, Blätter gewinnen, wachsen — du wirst noch ausrufen: Göttlich! — aber auf würdigere und vernünftigere Art. Die Anwendung lasse man mich nicht machen: sie ist zu offenbar. Vollkommenheit, Ordnung, Schönheit ist in der Sprache; aber wie und wenn in sie gekommen? dies ist der Knote! Der vorige Baum hätte er, so wie er ist, aus der Erde steigen, mit seinem schönen Gipfel den Schoos seiner Gebärerin durchdringen, mit seinen tausend Armen die Mutter brechen, und mit seinem starken Stamm sich in die Lüfte heben müssen: hätte er dies müssen; hätte ichs gesehen; freylich so wäre sein Ursprung unbegreiflich, unerklärlich, göttlich! Wäre die Sprache mit aller ihrer Vollkommenheit, Ordnung und Schönheit geschmückt der Erde wie eine Pallas, die aus dem Gehirn Jupiters trat, erschienen; ohne Zögerung würde ich verblendet von ihrem Glanze, zurück treten, mich verhüllen, niederfallen, und sie als eine göttliche Erscheinung aus dem Olymp anbeten. —

Aber ist dies? und woher muß es seyn? Sind nicht tausend Merkmale in einer, und Millionen Spuren in der Verschiedenheit der Sprachen, daß die Völker eben durch die Sprache allmählich denken, und durch das Denken allmählich sprechen gelernet? Ist wohl Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit der Sprache, so vieler, ja aller Sprachen nach einem Plan gebildet? Welche ungeheure Hypothese, in diese große Menge und Verschiedenheit ein einziges Ideal

zu bringen? Welche ungeheure Einbildungskraft dies Eine Ideal in allen zu finden, und offenbar sehen zu können, daß der Geist des Idiotismus in jeder Haupt-, in jeder Nationalsprache nichts als Anomalie, blos Abweichung von der Regel sey, die wir beliebten? Und wenn nun auch dies Vorbild einer Sprache für alle angenommen wäre: welcher Scharfsinn, zu sehen, daß dies Vorbild auf einmal gebildet, zu sehen, daß es in dem Göttlichen Verstande, und in keinem ander gebildet seyn müsse — zu sehen und genau sagen zu können: so viel Vollkommenheit, Schönheit und Ordnung konnte in die Sprache von Menschen gebracht werden, durch die vereinten Bemühungen ganzer Zeitalter, Jahrhunderte und Geschlechter, — Allein diese Ordnung, jene Vollkommenheit, jene Schönheit geht schlechthin über den menschlichen Verstand weg, und wenn ich ihn auch als eine Zusammensetzung von Milionen Köpfen, als eine Produktion von ganzen Jahrtausenden, und als ein Geschöpf betrachte, zu dessen Bildung ein unendlicher Zusammenfluß von Zufällen und Kleinigkeiten, ein Zustoß von unzählichen Fehltritten und Situationen beitragen mußte.

Kurz! die ganze Hypothese vom göttlichen Ursprunge der Sprache ist wider die Analogie aller menschlichen Erfindungen, wider die Geschichte aller Weltbegebenheiten, und wider alle Sprachenphilosophie. Sie setzt eine Sprache voraus, die durch Denken ausgebildet, und zum Ideal der Vollkommenheit ausgedacht ist, (ein Bild, das wir uns oft bei allem seinem krüppelhaften doch schön und gesund denken,) und bekleidet dies Kind des Eigensinnes, das augen-

scheinlich ein späteres Geschöpf und ein Werk ganzer Jahrhunderte gewesen, mit den Strahlen Olymps, damit es seine Blöße und Schande decke. — Und wie Süßmilch insonderheit diese Hypothese vorgetragen, hat er nichts — als gezeigt, daß ihm der philologische Geist fehle, das wahre Ideal einer Sprache zu schätzen, der Geist der Geschichte, um die verschiedenen Zeitfolgen und Lebensalter derselben zu prüfen, und am meisten der Philosophie Genius, sie als eine Entwickelung der Vernunft, und als eine Produktion menschlicher Seelenkräfte erklären zu können. Er denkt sich eine Sprache, wie er sie will, und kann also auch, was er will, beweisen: er hat im Kleinen überall Recht, und für das Ganze nichts gesagt!

Ich darf also immer einen menschlichen Ursprung voraus setzen: jeder andere ist über unsere Sphäre; er läßt uns den Knoten der Untersuchung nicht entwickeln, sondern nach dem Einfall des Alexanders im Gordischen Tempel, ihn abhauen. Ueber göttliche Produktionen läßt sich gar nicht urtheilen, und alles Philosophiren darüber κατ' ανθρωπον wird mißlich und unnütz: wir müssen sie doch immer als menschliche betrachten, insgeheim immer einen menschlichen Urheber voraus setzen, der nur auf höherm Boden stehet, und mit höhern Kräften wirket. Man lasse mich also einen menschlichen Ursprung der Sprache voraus setzen, sollte es auch nur meiner leidigen Philosophie, und des bessern Theilnehmens halber, kurz! meines schwachen Magens wegen seyn. Was ist für Menschen würdiger und wichtiger, als Produktionen menschlicher Kräfte, die Geschichte mensch-

licher Bemühungen, und die Geburten unseres Verstandes zu untersuchen? Und wie interessant wird die Philosophie über die Kindheit der Sprache, wenn ich in ihr zugleich die menschliche Seele sich entwickeln, die Sprache nach sich, und sich nach der Sprache bilden sehe! — das größte Werk des menschlichen Geistes — Ich folge also diesmal zween blinden Heiden, dem Diodor von Sicilien und Vitruv: zween katholischen Christen, dem heiligen Gregor, und für mich noch heiligern Richard Simon, und in der neuern Zeit einem Akademischen und einem jüdischen Weltweisen: Maupertuis und Moses Mendelsohn — und setze, wenn nicht mehr, so zum Spaß, voraus: „Menschengeschlechter haben sich ihre Sprache selbst gebildet." Und führe, wenn nicht mehr, so zum Spaß, meine Parallele fort: ein Menschengeschlecht und ein Mensch in seiner Kindheit, seyn einander ähnlich. Nur rede ich nicht von der Erzeugung, auch nicht einmal von der Geburt: sondern blos von der Kindheit ihrer Sprache.

3.

Eine Sprache in ihrer Kindheit? — man nenne dies Zeitalter, wie man wolle, es bleibt ein Zustand der rohen Natur: Natur war damals noch alles: Kunst, Wissenschaft — Schriftsteller, Weltweisen, Sprachkünstler gab es noch nicht: alles war Volk, das sich seine Sprache bildete — zur Nothdurft, und dann allmählig zur Bequemlichkeit.

Der Anfang derselben war in einer einfältigen Gestalt, als Werkzeug des Gebrauchs halben: wie dieser war, wurde jenes eingerichtet. Bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrthümer und Dürftigkeit muß also die älteste Sprache ein Spiegel der Nation und des Zeitalters seyn: man untersuche die Natur des letztern, so hat man die Natur des erstern, der Sprache in ihrer Kindheit.

Ohne nun einen Rousseauschen Zustand der Natur romanhaft zu erdichten, oder das Bild eines werdenden Volks zu übertreiben: muß ich doch immer auf die Stimmen des gesammten Alterthums merken, daß der erste Zustand eines Volks ein Stand der Dürftigkeit und Stärke gewesen. Wer diese tausend Stimmen nicht in den Hallen des Alterthums selbst gehöret: der höre die Echo derselben in Goguets nützlichem Werke, der die Stellen hierüber gesammlet hat: er gehe unter die Wilden in allen Reisebeschreibungen und lerne ihre Weise: so wird er nicht mehr zweifeln, daß ein Brittischer Beobachter Recht habe: „in der Kindheit der Staaten sind die Menschen unwissend, unentschlossen, „beherrscht von der Furcht und von ihrem Gefährten, „dem Aberglauben. Jeder neue Gegenstand findet „sie unvorbereitet: sie starren gleich Kindern, die die „ersten Ideen des Lichts empfangen."

Ich habe nicht Lust meine Vergleichung zwischen Kindern und diesen Thiermenschen auszumahlen: man muß alle Nachrichten der Alten abläugnen, und sich ganz und gar nicht aus seinem jetzigen Zustande einer gebildeten Natur, eines gesitteten, bequemen und üppigen Lebens heraus zu setzen wissen,

wenn man alles dies unbegreiflich findet — und findet man dies nicht, wie kann man den Einfluß auf die Sprache fremde finden?

Eine Gesellschaft, die tausend Gefahren ausgesetzt, in unbekannten Gegenden zwischen den Zähnen und Klauen der Thiere und Thiermenschen, der Räuber und Mörder umher irret: wo jeder sich durch einen Freund, wie durch einen Schutzengel seines Lebens sichert, von dem er in einem Augenblick Hülfe erwartet — eine Gesellschaft, die aus Furcht vor jedem neuen Gegenstande starret — vor jeder ungesehenen Sache, wie vor einem Wunder staunet — und aus Unwissenheit und Aberglauben vor ihr niederfällt — ein Volk, dem also Entsetzen, Furcht, Staunen, Bewunderung, wie bei Kindern, die häufigsten Regungen seyn müssen: ein solches Volk wird diesen Geist auch seiner Sprache mittheilen, große Leidenschaften mit gewaltsamen Geberden und mächtigen Tönen ankündigen, schleunige Bedürfnisse durch kurze und heftige Accente des Geschreies melden: unartikulirte Laute werden sich zu rauhen und einsylbigen Worten umarbeiten: starke und ungeglättete Organe werden unbiegsame Töne hervorstoßen: der Othem wird sich nicht Zeit nehmen, Lunge und Perioden auszudehnen, sondern in kurzen und häufigen Intervallen kommen und wiederkommen; das wird die Sprache seyn, die nach Horaz Menschen machte: denn so lange waren diese Thiere, bis sie Worte fanden: quibus voces sensusque notarent.

Um den Ton helle und unterscheidend zu geben, habe ich die Saite scharf anziehen müssen: diese

läßt von selbst nach, und wird sich aus jenem das Scharfe des Klanges verlieren. Von den ersten Zeiten eines Volks giebt es so wenig Andenken, als von unsern unmündigen Jahren: die Erinnerung, an unser letztes Knabenalter, da wir Zucht annahmen, ist die Morgenröthe in unserm Gedächtniß: so auch die ersten Nachrichten aus dem Zeitalter der Sprache, da sie jugendliche Zucht anzunehmen begann. Diese Verspätung wird unsern zu hoch angegebenen Ton von selbst herunter stimmen.

Die ältesten Sprachen haben eine Art von sinnlicher Gestaltung, so wie noch die Sprachen der Völker beweisen, die in ihrem Jugendalter der Bildung leben: Clima und Zone kommt hier noch nicht in Betrachtung; denn sowohl die heißen Morgenländer, als die wilden Amerikaner bestätigen, was ich sage. Alles erinnert uns an den Morgen der Welt, da eine Nation sich ihre Sprache nach Zunge, Ohr und Auge bildete: und für Ohr und Auge sprach.

So wie es die älteste Schrift ist, seine Gegenstände in Bildern zu mahlen: so mahlte auch die erste Sprache: Dinge, die durch Bewegung in die Sinne fielen, dem Ohre: Dinge, die durch das Anschauen begreiflich wurden, dem Auge. Von ihr kann man also sagen, was Plutarch vom Delphischen Apollo sagte: ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

Die ältesten Sprachen hatten vielen lebenden Ausdruck, wie es die Reste alter und ursprünglicher Sprachen, doch jede nach ihrem Lande bezeugen.

Unmittelbar nach der lebenden Natur, und nicht wie die neuern nach willkührlichen todten Ideen, gebildet, hatten sie nicht blos einen nachdrücklichen Gang für das Ohr; sondern waren auch bei der leichtesten Anwendung fähig, mit dem Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüten, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen, und mit den Thieren zu sprechen. Aus der damaligen nähern Bekanntschaft mit diesen, die wir nicht mehr die Ehre haben zu genießen, rührt auch vermuthlich die alte poetische Sage, daß in der goldenen Zeit Menschen und Thiere sich verstanden hätten. Für mich hat dieses Märchen bei Plato und andern viel Reiz und Würde; so wie es auch einige Aufschlüsse über die Kindheit der Dichtkunst geben könnte. Hier führe ich nur an, daß, wenn man es einigen ihrer ältesten Weisen zur Ehre nachsagt, daß sie, z. E. Melampus, Tiresias und andere, sich hätten mit Thieren besprechen können, noch jetzt die Morgenländer nicht ganz von der Vogelsprache weg sind. Ein in der Einöde lebender Araber kann leicht einige Gattungen des Thiergeschreies unterscheiden lernen, und da eine poetische schwärmende Einbildungskraft aus jedem Eindruck machen kann, was sie will: so dünkt mich diese erste thierische Sprache den Saamen zu vielen Erdichtungen in sich zu tragen. Die Helden Homers mögen also mit ihren Pferden sprechen, und Aesop die ganze Natur in Handlung setzen: mir nicht zuwider.

Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αυδαν, αειδειν, und das nachgebildete Wort canere) einerlei: Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hießen Aussprüche (φατα)

die Gesetze sangen, und hießen Lieder (νομοι), die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hießen Reden (επεα), Homers Helden sprechen lauter geflügelte Worte (επεα πτεροεντα) und seine Volksältesten sind „Heuschrecken gleich, die auf den Bäumen im Walde sitzen, und angenehmen Laut geben." Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherm Ton, daß man nicht blos lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören ließ: der Rhythmus der Sprache war heller: und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander: in Verbindungen ungefesselt bekam sie einförmige Cadenzen. Noch jetzt wird im gemeinen Leben der gekettete Bücherstil widerlich und ein rednerischer Periode unausstehlich: und damals, da man noch nicht an Bücher dachte, was war die Sprache da? nichts als singende und redende Natur.

Fliegende Fragmente würden sich mit einem schweren Panzer von Gelehrsamkeit übel behelfen: man ist also vor erschrecklichen Zeugnissen und Anführungen aus den Alten sicher, die Vossius, Meibom und Du-Bos zum Theil gesammelt haben. Man urtheilt immer schief, wenn man den Ausdruck singen so uneigentlich nehmen will, als wir ihn gebrauchen: man spricht wie im Traume, wenn man das Theatersingen der Alten auf eine Modedeklamation nach dem französischen Ohr herabsetzet, vielleicht blos um der Musik und der Schaubühne seiner Zeit ein Kompliment zu machen. Alsdann thut man besser, wenn man wie Vossius gar nicht unternimmt, dies Singen der Alten zu erklären, oder daß man, wie die meisten

unbestimmt und verworren darüber spricht, oder am besten — man sage mit Dacier: wenn die Griechen da sangen, wo wir sprechen, so waren sie — Narren! kurz und gut!

Durchaus muß man aus seiner Zeit, und aus seinem Volke auszugehen wissen, um von entfernten Zeiten und Völkern zu urtheilen. Die Nation, die Sitten und Gebräuche auf gut egyptisch ohne Veränderung erhält, die Chineser, haben mit ihrer Zeichenschrift und Sachensprache auch das Singen beibehalten: viele wilde Nationen von alten Sprachen und Sitten singen noch, sie haben auch in ihrer Prose den hohen und schweren Accent, von dem wir so wenig wissen. So wurde also das Ohr der Alten am Singen vergnügt, wie unser Ohr in der Kindheit sich mit einförmigen Cadenzen stillen und einschläfern ließ: Gesang war ihnen natürlich.

Und in diesen Gesang für das Ohr, sprachen noch mit hundert Stimmen Geberdungen und Zeichen für das Auge, daß also die Rede im neuen Verstande Mahlerei heißt. Wollte ich die Sache ad ovo anfangen: so könnte ich mich hier darüber ausbreiten, daß Zeichen die Stelle der Schrift vertraten: daß symbolische Handlungen alles eindrücklich, ehrwürdig und feierlich machten: daß man die Zeichensprache in Frage und Antwort beliebte — allein dies alles gehört nicht hieher. Ich verweise nur darauf, daß wie wilden und freien Nationen, die noch mehr Menschen, und weniger Bürger sind, durch Geberden des Körpers weit mehr sprechen, als uns das eingeführte Sittsame,

der

der Wohlstand erlaubt: so auch die Alten weit mehr mit Geberdungen gesprochen, und die Rede deklamirt haben, als wir. Ich verweise auf Homer, der in seinen kleinsten Beschreibungen es zu schildern weiß, wie mächtig die Leidenschaft durch eine einzige Geberde, und die freie Seele durch einen freien Körper spricht — wie oft wird man bey kleinen und mächtigen Zügen ausrufen: nein, göttlicher Alter! nur du sahest Geister, und konntest Leidenschaften körperlich schildern: wir sehen sie nicht mehr: wir gaukeln, oder stehen wie Bildsäulen: jetzt spricht nicht mehr der Geist, wie er vor deinen Augen sprach aus mächtigen Geberden ist er in stille Mienen und Gesichtszüge geflohen, wo er — statt sich auszureden — stammlet und schweigt. — Immer mußte Geberdung zu Hülfe kommen, wenn die noch ungebildete Sprache sich nicht zu wenden wußte — und da die Leidenschaft ohnedem die Geberden von selbst hervor rief: wie mußte diese lebendige Interpunktation der Sprache, Einschnitt, Modulation und Nachdruck geben! —

Noch genauer lauft die Parellele zwischen Kindern und einem neugebohrnen Volke, wenn wir bei beiden das Innere ihrer Sprachen untersuchen. Namen sind das Wortregister eines Kindes, man heiße nun diese Namen Nomina oder Verba; und so sind auch in der Sprache diese beiden die ersten. Sogar Nomen und Verbum wurde in der griechischen Sprache grammatisch spät unterschieden; und die übrigen Redetheile gehören entweder zur Familie oder zur Begleitung dieses Paars, und die einfachen Formen der morgenländischen Sprachen zeigen hinläng-

lich, daß Veränderungen und Beugungen ein Zusatz späterer Zeiten gewesen. Noch jetzt bestehen die Sprachen der Huronen, Iroquoisen und anderer ursprünglichen Nationen meistens aus Verbis, und auch selbst in der unsrigen zeiget der lebendige Laut, der in den Verbis tönet, daß sie der älteste Theil der Sprache sind: so wie jedes Thun und Leiden, jede Handlung und Bewegung, die in Verbis gemacht wird, mehr Eindruck macht, als das thätige oder leidende Wesen selbst, das die Nomina ausdrücken.

Mit der Zeit mußten natürlicher Weise in die ältesten Sprachen Synonymen und Pleonasmen kommen. Die Welt von Gegenständen, die um sie war, war der Inhalt ihrer Sprache — und wo war der Philosoph, der was er sah, in Classen geordnet, und den Ueberfluß weggeschwemmet hätte. Neue Sachen, neue Gegen- Zu- und Umstände gaben neue Namen — und so ward sie nur gar zu reich. Sinnlich wurden sinnliche Gegenstände bezeichnet — und von wie vielen Seiten, aus wie manchem Gesichtspunkte lassen sie sich bezeichnen: so ward die Sprache voll toller und ungezähmter Wortumkehrungen, voll Unregelmäßigkeit und Eigensinn. Bilder wurden so viel möglich, als Bilder eingetragen: und so entstand ein Vorrath von Metaphern, von Idiotismen, von sinnlichen Namen. Rauhe Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugenden und Lastern war das Gepränge des Zeitalters — nothwendig auch der Sprache; die bei jedem Volk unter tausend zufälligen Umständen so gut und so schlecht war, als

sie seyn mußte, um eine Sprache des sinnlichen Volks zu seyn.

4.

Ich sammle meine zerstreueten Bruchstücke zusammen, und sehe, was sich daraus machen läßt: Nichts minder, als eine philosophische Sprache; und das jugendliche Zeitalter derselben weiß von keiner philosophischen Grammatik: die gegen jene ein Alter mit grauen Haaren ausmacht. Ich wiederhole nochmals: man sammle die vorhergehenden Bruchstücke, eine Sprache, voll Bilder und Leidenschaften — Idiotismen und Pleonasmen — Wortumkehrungen und Eigensinn — die da sang und sich geberdete — für Auge und Ohr malte — was ist sie, wenn etwas Kunst über sie kommt? — Nichts anders, und nichts besser, als eine poetische Sprache. Nicht die Sprache allein brachte Poeten hervor; sondern das Zeitalter, das die Sprache hervor brachte, schuf Poeten, die ihm damals Alles waren, die es mit Allem unterstützte, und unter diesen Unterstützungen war die Sprache, wenn nicht mehr, so die letzte.

Hier zeigt sich also der Lieblingsgedanke so vieler neuen Sprachverbesserer in seinem falschen Licht: „so lange eine Sprache die Mundart des sinnlichen Volks war: so blieb sie eingeschlossen und unvollkommen; das Denken, Philosophiren, die schönen Künste und Wissenschaften brachten sie zur Vollkom-

menheit *).“ Ja zur philosophischen Vollkommenheit wohl; aber zum Unglück, daß die Poesie in einem andern Elemente athmet.

So löset sich auch der Zweifel eines sprachgelehrten Mannes hiemit leicht auf **): „Ich weiß „nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Bü„chern wiederholet hat, daß bei allen Nationen, die „sich durch die schönen Wissenschaften hervor gethan „haben, die Poesie eher, als die Prose zu einer ge„wissen Höhe gestiegen sey?“ Es ist allerdings wahr, was alle alte Schriftsteller einmüthig behaupten, und was in den neuen Büchern wenig angewandt ist, daß die Poesie, lange vorher, ehe es Prose gab, zu ihrer größten Höhe gestiegen sey, daß diese Prose darauf die Dichtkunst verdrungen, und diese nie wieder ihre vorige Höhe erreichen können. Die ersten Schriftsteller jeder Nation sind Dichter: die ersten Dichter unnachahmlich: zur Zeit der schönen Prose wuchs in Gedichten nichts als die Kunst: sie hatte sich schon über die Erde erhoben und suchte ein Höchstes, bis sie ihre Kräfte erschöpfte und im Aether der Spizfündigkeit blieb. In der spätern Zeit hat man blos versificirte Philosophie, oder mittelmäßige Poesie. Ueberhaupt bekommt hierdurch die ganze schöne Abhandlung: wie man den poetischen Styl über den prosaischen erheben könne? durchaus eine andere Wendung. Sein Grundsatz ist: „Keine „Nation ist weder in der Poesie noch in der Prose

*) Breitingers Krit. Dichtk. Th. 2. durchgängig.

**) Klopstocks Abhandl. über die poet. Sprache.

„vortrefflich geworden, die ihre poetische Sprache nicht „sehr merklich von der prosaischen unterschieden hät„te." Und nach den Zeugnissen der Alten, und nach einer philosophischen Kenntniß von der Verwandlung einer Sprache nach den Sitten heißt er so: Jede Nation lieferte die vortrefflichsten Meisterstücke der Poesie, ehe sich noch die Prose von jener getrennet und zu ihrer Runde ausgebildet hatte. Da die Sprache aus der Wildheit zur politischen Ruhe trat, war sie merklich von der prosaischen unterschieden: die stärksten Machtwörter, die reichste Fruchtbarkeit, kühne Inversionen, einfache Partikeln, der klingendste Rhythmus, die stärkste Deklamation — alles belebte sie, um ihr einen sinnlichen Nachdruck zu geben, um sie zur poetischen zu erheben. Aber da die Prose aufkam, die zuerst, wie Herodot, auch noch ihren Perioden ohne Schwung und Fülle zerfallen ließ, da sie sich mehr zur Vollkommenheit bildete, entfernte sie sich von der sinnlichen Schönheit. Der Deutlichkeit wegen wurden die Machtwörter umschrieben, die Synonyme ausgesucht, bestimmt ausgemustert, die Idiotismen gemildert: so wie das Völkerrecht jetzt im Staate zum Gesetz ward, so auch in der Sprache: man bildete eine Sprache nach der andern, mit der sie umgieng. Es entstand ein Adel, ein Pöbel und ein Mittelstand unter den Wörtern, wie er in der Gesellschaft entstand: die Beiwörter wurden in der Prose Gleichnisse, die Gleichnisse Exempel: statt der Sprache der Leidenschaft ward sie eine Sprache des mittlern Wizes: und endlich des Verstandes. So ist Poesie und Prose in ihrem Ursprunge unterschieden.

Noch zehn Autoren hätte ich anzuführen, die

diese ganze natürliche Metempsychosis der Sprachen überall verfehlt, und nicht genug aus ihrem Lande in eine andere Zeit zurück zu gehen wissen, um von entfernten Altern und abgelebten Sprachen zu urtheilen. Allein alles dies gehöret nicht zu meinem Buch; hier kann ich doch nicht, wie ich selbst weiß, diese ganze Wahrheit in ihrem völligen Lichte zeigen, mit aller Aehnlichkeit zusammen halten und gegen die Einwürfe retten, die man uns unserer Zeit macht. — Lieber wollen wir, statt zu streiten, das Gesagte auf unsere Zeit anwenden.

5.

Wo steht unsere Deutsche Sprache? Ueberall ist zu unserer Zeit die Prose die Sprache der Schriftsteller, und die Poesie eine Kunst, welche die Sprache verschönert, um zu gefallen. Gegen die alten und gegen die wilden Sprachen zu rechnen, sind die Mundarten Europens mehr für die Ueberlegung, als für die Sinne und die Einbildungskraft.

Die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen und unsere Poesie ist, sie sei was sie wolle, doch nicht singende Natur, wie sie es nahe an ihrem Ursprunge war, und seyn mußte. So wenig singende Natur, daß wir kaum in dies poetische Zeitalter, über eine so ungeheure Kluft herüber setzen, kaum dasselbe begreifen und recht fühlen können. Eben die Befremdung, mit welcher man meine Hypothese aufge-

nommen, zeigt, wie weit weg wir von diesem Lande der Dichter sind: freilich weit, und zu weit weg, um je in dasselbe zu kommen, und es als unser Vaterland ansehen zu können; aber nicht zu weit weg, um dasselbe kennen zu lernen, und die Nachrichten daraus zu nutzen. Wir wollen hierüber etwas versuchen.

So wie uns unsere besten Heldenthaten, die wir als Jünglinge thaten, aus dem Gedächtniß verschwinden: so entgehen uns aus dem Jünglingsalter der Sprache, jedesmal die besten Dichter, weil sie vor der Schriftstellerei voraus gehen. Im Griechischen haben wir aus dieser Zeit eigentlich nur den einzigen Homer, dessen Rhapsodien durch einen glücklichen Zufall viele Olympiaden nach seinem Tode blieben, bis sie gesammelt wurden; da alle übrigen Dichter vor ihm, und viele nach ihm verlohren sind. Aeschylus und Sophokles und Euripides beschlossen die poetische Zeit; in ihrem Zeitalter erfand Pherecydes die Prose; Herodot schrieb seine Historie, noch ohne Perioden; bald gab Gorgias der Redekunst die Gestalt einer Wissenschaft, die Weltweisheit fieng an öffentlich gelehrt zu werden, und die Grammatik wurde bestimmt. Der einzige Homer steht also am Ufer dieses großen dunkeln Meeres, so wie ein Pharus da, um eine große Strecke, wenigstens hinan sehen zu können. Und dieser Sänger Griechenlandes trifft, wie mich dünkt, eben auf den Punkt, der schmal, wie ein Haar, und scharf, wie die Schärfe des Schwerdts ist, da Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten: oder vielmehr, da die Natur das vollendete

Werk ihrer Hände auf die Gränze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfienge: das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe, und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre. Bei Homer ist noch alles Natur: Gesang und Sitten, Götter und Helden, Laster und Tugenden, Inhalt und Sprache. Der Gesang ist rauh und prächtig: die Sitten roh und auf dem Gipfel menschlicher Stärke: die Götter niedrig und erhaben: die Helden pöbelhaft und groß: Laster und Tugenden zwischen der Moral und dem Unmenschlichen: die Sprache voll Dürftigkeit und Ueberfluß — alles ein Zeuge der Natur, die durch ihn sang, ihn aber als ein Muster aufstellte, dem alle Kunst nacheifern und nie ihn übertreffen sollte. — Was ist aus seiner Sprache zu rauben?

Das Sylbenmaaß sehr schwer; wenigstens wird es bei uns nie, was es bei Homer war, singende Natur. Damals, als noch die αοιδοι, und ϱαψωδοι sangen; da man auch im gemeinen Leben die Wörter in so hohem Ton aussprach, daß man nicht blos lange und kurze Sylben, sondern auch hohe und niedrige Accente deutlich hören ließ, daß jedes Ohr der Urtheiler der Prosodie seyn konnte; damals war der Rhythmus der Sprache noch so helle, daß die Cadence, in der man die Verse aussprach, oder nach dem Ausdrucke der Alten sang, den Gang eines Hexameters aushalten konnte. Und dieser war also das gewählteste Sylbenmaaß, das die meiste Harmonie in sich schloß, das so genau in ihrer Spra-

che lag, als die Jamben unserm Gesange natürlich werden, und das ihrem Ohr und ihrer Kehle am gemäßesten war, weil ihre Melodie im Gesange, und Deklamation des gemeinen Lebens eine höhere Tonleiter auf und nieder stieg, als unsere. Aber wir reden mit wenigern Accenten monotonischer, man mag es fließend oder schleichend nennen; wir sind also an die Mensur eines Hexameters nicht gewöhnt. Gebet einem guten gesunden Verstande ohne Schulweisheit, Jamben, Daktylen und Trochäen zu lesen; er wird sogleich, wenn sie gut sind, scandiren; gebet ihm einen gemischten Hexameter — er wird nicht damit fortkommen. Höret den Cadencen bei dem Gesange der Kinder und der Narren zu; sie sind nie polymetrisch; oder wenn ihr darüber lacht, so geht unter das Landvolk, gebt auf die ältesten Kirchenlieder Acht; ihre Falltöne sind kürzer, und ihr Rhythmus einförmig. Dahingegen sangen die Griechischen Rhapsodisten ihre lange Gedichte in immerwährenden Hexametern: ohne Zweifel, weil der Hexameter ihrem Ohr auch selbst für Gassenlieder nicht zu lang, und ihrer Sprache nicht zu polymetrisch war: und weil ihre Prosodie und Gesangweise jede Sylbe und Region gehörig bestimmte. Aber jetzt! wollt ihr Griechische Hexameter lesen; lernet erst Prosodie, um die Sylben in ihre rechte Regionen bringen zu können. Ihr wollt Deutsche Hexameter machen; machet sie so gut ihr könnet, und alsdann lasset dem ohngeachtet die Versart darüber drucken, wie man es Klopstock rieth, oder bittet, wie Kleist, dies Sylbenmaaß als Prose zu lesen. Könnet ihr Hexameter deklamiren?

Wohl! so werdet ihr auch wissen, daß das die beste Deklamation ist, die seine Füsse am meisten verbirgt, und nur alsdann hören läßt, wenn sie die Materie unterstützen. Sehet! so wenig ist der Hexameter und die polymetrischen Sylbenmaaße unserer Sprache natürlich: bey den Griechen foderte ihn die singende Deklamation, das an den Gesang gewöhnte Ohr, die vieltrittige Sprache; bei uns weder Sprache noch Ohr noch Deklamation.

Was sollen wir denn aus dieser Zeit nachahmen? Die Lenkung des Perioden? Auch nicht! Homer sang und wurde spät gesammlet! Die Tragödien des Aeschylus und Sophokles wurden, wie die Alten gemeinschaftlich bezeugen, auf der Bühne durchaus abgesungen. Die Sprache stützte sich also damals mächtig auf eine singende Deklamation, die für uns ganz ausgestorben ist, und die ihr damals Geist und Leben gab. — Mit dieser Deklamation verlieren wir also auch den Gebrauch vieler Partikeln, Verbindungen, und Füllwörter, die zur damaligen Deklamation gehören. Das Αλλ' οταν, womit jedesmal die Orakel anfiengen, das αλλα, δε und αυταρ des Homers, womit er die Glieder seiner Perioden verbindet, würden, da wir an Prosaische Perioden gewöhnt sind, sehr wunderlich in der Uebersetzung klingen; eben so lächerlich, als wenn der ehrliche blinde Sänger aufstünde, uns seine 24 Buchstaben vorzusingen. Er zerreißt und zerstückt seinen Perioden, aber mit dem heiligen Rhythmus, mit welchem nach Theokrits Ausdruck die Bacchantinnen den Pentheus zerstückten.

Bis zur Natur diesen hellen Rhythmus nachahmen können wir also nicht; aber doch gehört er da-

zu, um die Alten dieses Zeitalters poetisch zu lesen. Wenn ich den Homer lese, so stehe ich im Geist in Griechenland auf einem versammleten Markte, und stelle mir vor, wie der Sänger Jo im Plato die Rhapsodien seines göttlichen Dichters mir vorsinget. „Wie die Corybanten, von der Melodie des Gottes, „der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in „Worten und Geberden zeigen; so begeistert ihn Ho„mer, und macht ihn zum göttlichen Boten der Göt„ter." In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters, und die ganze Pracht seines Perioden mir Ohr und Seele; jede Verbindung, und jedes Beiwort wird lebendig, und trägt zum Pomp des Ganzen bei: und wenn ich mich wieder zurück in mein Vaterland finde: so beklage ich die, so den Homer in einer Uebersetzung lesen wollen, wenn es auch die richtigste wäre. Ihr leset nicht mehr Homer, sondern etwas, was ohngefähr wiederholet, was Homer in seiner poetischen Sprache unnachahmlich sagte.

Ich unternehme es nicht, diesen poetischen Rhythmus, zusammt seinem ganzen lebendigen Eindruck auf die Sprache des Dichters zu erklären: allein wie oft, wenn ich ihn wenigstens mir selbst lebendig zu machen gesucht wie oft habe ich alte und neue Scholiasten beklagt, die den Homer mit Mißverständnissen, übeln Deutungen und Zänkereien überschwemmeten, blos weil ihnen das poetische Ohr entgieng, das diese Sprache des Dichters hören, fühlen und verfolgen konnte. Wie? würden alsdenn wirklich Wortgelehrte Scholiasten, und schickliche Uebersetzer uns das ungriechische barbarische Ohr so oft hören lassen, das die ganze Verbindung und Aus-

füllung des Perioden mit allem, was diese Stücke in sich schließen, so oft verwirret, so oft versäumet, und selten ganz gefühlet? Bei allen Erklärungen hat man es noch immer als die dunkelste Seite dieser Altgriechischen Sprache nachgelassen, wie mächtig und sonderbar sie den Perioden fülle und binde.

Viele nutzbare Aufschlüsse muß es geben, wenn ein Ausleger Homers mit Griechischem Ohr, uns diese ganze Fülle und Verbindung des singenden Numerus entdeckte. Wie Homers Periode sich nirgend zur prosaischen Rundung wölbe; noch in spitze Gegensätze zusammen laufe: wie er Glied nach Glied aus einander fallen läßt, und indem er sich immer halb wiederholt, eben damit immer weiter schreite: wie er seine Töne immer aus- und in einander zieht, so daß überall Ruhepunkte, nirgends aber im ganzen Werke ein Endpunkt erscheint: wie das ganze Gebäude aus Rhapsodien besteht, durchhin aber kein Riß und keine Verkittung zu merken ist: wie mit der beständig fortgehenden Handlung auch das επος im kleinsten wörtlichen Theile mit verketteten Händen in gleichen Schritten fortschreite. Der Rhythmus des ganzen Werks ist wie ein Silberton, der freilich in Wirbeln und Wellen und Kreisen sich durch die Luft fortarbeitet: Kreis umschließet Kreis: Welle schlägt Welle: Wirbel faßt in Wirbel: so wird der Schall bis zu unserm Ohr fortgetrieben. Hier aber verlieren sich Wirbel und Wellenkreise; alles fließet in einen himmlischen Laut zusammen, der untheilbar, wie ein Gedanke, und rein ist, wie ein Tropfe Nektar im Munde der seligen Götter. Das Werk Homers, mit allen Wiederholungen — mit allen neben und in einander geworfenen Absätzen — mit seinen

aus- und in einander fallenden Tönen — mit seinen einförmigen Cadenzen — seinem rauhen ungekünstelten Numerus — seinen unaufgestützten hinläßigen Perioden; mit allem diesem wird es eben ein Einziger hoher Gesang, der alle Harmonien der Götter und Menschen vereinigt, ein Inbegriff aller Gesangweisen, und ein Werk, das sich dem himmlischen Einklange der Vollkommenheit nähert. Was für Dinge ließen sich sagen — wie viel Streitigkeiten und Mißverständnisse über die ältesten Dichter abthun: wenn man in einem eigentlichern Verstande als welchen Plutarch ausführte, darüber schriebe: „wie man Sänger der Natur, und den vollkommensten Sänger derselben lesen und hören soll?" Ich darf doch wohl nicht erst selbst sagen, daß ich hier von etwas ganz anderm, als von dem sogenannten lebenden Ausdruck rede, da der Numerus Schall und Bewegung der Natur nachahmet. Wäre der Naturgesang der Poesie nichts anders als dies: so könnte man ihn eben sowohl in Virgil, und warum nicht auch in vielen neuern Dichtern? hören, in welchen ebenfalls, nach dem Ausdruck des Pope, der Schall ein Echo zum Sinne ist. Allein der Naturgesang, der mir aus der güldenen Zeit der Welt, wie aus dem Reich der Aurora entgegen schallet, mein Ohr mit lieblichen Tönen täuscht und mich in ein singendes Zeitalter zaubert, ist offenbar eine andere Sache, die wir mit aller unserer prosodischen Kunst nicht nachahmen können.

6.

Und fast geht es uns so mit den Inversionen, die damals in jener biegsamen uneingeschränkten Sprache jedem Wink der Leidenschaft und des Nachdrucks nachgaben? Versucht es; unserer Sprache, selbst dem freiesten und unverworrensten Klopstockischen Hexameter sind Fesseln der Construktion angelegt worden, die die Harmonie des Griechischen Perioden meistens zerstören werden.

Oder sollen wir unsere Sprache in Bildung der Machtwörter, nach dem Griechischen üben? Versucht es; wenn ihr gleich ein Schweizer seyd, werdet ihr die Beiwörter im Homer, Aeschylus und Sophokles, oft genug umschreiben müssen.

Ich halte die Hymnen des Orpheus für nicht so alt, daß sie, so wie sie sind, bis an den Orpheus reichen sollten; aber, so wie unsere Kirchensprache und Kirchenpoesie, beständig Jahrhunderte zurück bleiben: so zeigen sie, nach meiner Meynung, am besten, wie die älteste Sprache der Poesie, zur Zeit des hohen Styls gewesen ist. Wohlan nun! versucht, diese Hymnen so ins Deutsche zu verpflanzen, als Skaliger sie in Altlatein übersetzte: ihr werdet, ohngeachtet aller Stärke, doch oft das alte Deutsche vermissen, das bei den alten Druiden in ihren heiligen Eichenwäldern Orpheiisch mag geklungen haben! —

Homer, Aeschylus, Sophokles schufen einer singenden Sprache, die noch keine ausgebildete Prose hatte, ihre Schönheiten an; ihr Uebersetzer pflanzte diese Schönheiten in eine Sprache, die auch selbst im Sylbenmaaß, selbst im Hexameter, sprechende Prose bleibt, daß sie so wenig als möglich verlieren. Jene kleideten Gedanken in Worte, und

Empfindungen in Bilder; der Uebersetzer muß selbst ein schöpferisches Genie seyn, wenn er hier seinem Original und seiner Sprache ein Genüge thun will. Ein Deutscher Homer, Aeschylus, Sophokles, der im Deutschen eben so klassisch ist, als jene in ihrer Sprache, errichtet ein Denkmal, das weder einem Klein= noch Schulmeister ins Auge fällt, das aber durch seine stille Größe und einfältige Pracht das Auge des Weisen fesselt, und die Aufschrift verdienet:

Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!

Ein solcher Uebersetzer ist unstreitig viele Köpfe größer, als ein anderer, der aus einer nähern Zeit, aus einer verwandten Sprache, aus einem Volke, das mit uns einerlei Denkart und Genie hat, ein Werk übersetzt, das im leichtesten poetischen Ton, Didaktisch, geschrieben ist, und das dem ohngeachtet doch in der Uebersetzung sein bestes Colorit verlieret — sollte dieser Uebersetzer auch Ebert selbst seyn. — Sein Young hätte im Deutschen, zu unserer Zeit, nach unsern Sitten und Religion, immer seine Nächte schreiben können; aber jene ihre Werke in unserer Sprache? in unserer Zeit? bei unsern Sitten? — Niemals! So wenig als wir Deutschen je einen Homer bekommen werden, der das in allen Stücken für uns sey, was jener für die Griechen war.

Ich habe von dieser Erstgeburt der Poesie immer aus Griechenland geredet, weil in dieser Sprache, so dunkel auch immer die ersten Zeiten seyn mögen, am meisten auf uns gekommen. Für die Orientalische Dichtkunst wird an einem andern Ort Platz seyn; und über die singende Natur in den Skaldern und Bardengesängen kann ich nicht urtheilen, da ich

sie nicht in ihrer Originalsprache kenne. Von den ältesten Stücken der Römer, da sich ihre Poesie gebar, werde ich aus bloßen Namen nicht urtheilen, wie andere Philologen können; und überdem wurde hier alles zu früh von Nachahmung der Griechen erstickt, die Natur in ihrem Laufe gehindert, oder wenigstens ihr langsames Wachsthum zu früh in die Höhe getrieben. Wie gern hätte ich unsere Sprache zum Beispiel gewählt, wenn nicht alle Gesänge der Druiden und Barden aus den Zeiten der wahren poetischen Natur verlohren wären, und wer anders als der mich nicht versteht, wird von mir fodern, daß ich Knüttelverse der Mönche, so alt dieselbe auch seyn mögen, zu Denkmälern der ältesten dichterischen Natur machen soll?

7.

Ich komme an die Zeit, da der Jüngling sich zu politischen Sitten und zur bürgerlichen Brauchbarkeit bildet, und ein Mann wird. Dies sey das männliche Alter der Sprache, die Zeit der schönen natürlichen Prose.

Dichter will ich also diesem männlichen Alter abläugnen? Ich erschrecke! So läugne ich ja wider alle Geschichte, wider alle Natur der Sprache, wider alle Vernunft. Dichtern will ich deswegen den Kranz versagen, weil sie etwas zu spät in ein Zeitalter kommen, da ich sie nicht haben will? Ich entfärbe mich vor mir selbst! was wäre ein Gedanke hieran, und man kann mich nicht ärger mißhandeln, als

wenn

wenn man mich so mißverstehet. Mit Schaamröthe habe ich das gelehrte Namenregister *) gelesen, das mich aus allen Zungen und Sprachen und Völkern und Gesellschaften der Erde überführen soll: „gute „Poeten und Prosaisten können zu einer Zeit leben.“ Einen Autor, den man von so etwas überführen muß, sollte man verachten, und wahrlich! die Ehre eines solchen Unterrichts kann Schriftstellern, die nicht vom Handwerk sind, jeden Federzug verleiden. Wer wird für Leute schreiben wollen, die uns Behauptungen von der Art auch nur zutrauen können? und wer für die, die uns solche, als eigensinnig System aufbürden? Undankbare Schriftstellerey, die so lohnet! Doch, warum lasse ich nicht einen Menschen fortschwatzen, der im Stande ist, zu behaupten: „bei den Griechen sey kein guter Dichter, „der nicht erst auf gute Prosascribenten gefolgt wäre!“ Wer die Griechische Literatur auch nur von hinten zu gesehen, wird aus allen Scribenten wissen, daß die Bildung ihrer Schreibart nicht blos auf den Gesang göttlicher Dichter gefolgt sey, sondern, daß Poesie bei ihnen Prose habe werden müssen: daß die ersten Prosaisten es für Kunst und Neuerung angesehen, den Gesang zur Prose herunter zu stimmen; daß die vortrefflichsten Schriftsteller, die der Prose Styl gegeben, sich ganz nach dem Dichter gebildet, der vor aller Schriftstellerey sang, ja, daß noch der tiefsinnige Aristoteles, der durch und durch Philosoph war, halb eine Entschul-

*) s. Hallische Bibliothek der sch. Wiss.

digung vorzubringen scheint, warum die Prose vom Rhythmus der Poesie in seiner ganzen Fülle habe abweichen müssen? wie sie darüber schadlos halte? und ihn auf andere Art vergüte? Warum soll ich mit Lesern, die die Griechen kennen, wie mit Schülern sprechen, denen durch hunderte von Beweisen gezeigt werden müßte: daß sie zur Bildung ihrer Schreibart den Weg über die Poesie genommen, und daß diesen Gesichtspunkt selbst die Sprachlehrer selten verfehlet haben? Ein Buch würde dazu gehören, diese anscheinende Sonderbarkeit zu beweisen, zu erklären und mit allen ihren Folgen ins Licht zu setzen. Ich setze also in dreustem behauptenden Tone hinzu: Eine Sprache ist ein ganz ander Ding, wenn ein Volk sie stammlet — singet — singet und schreibet — schreibet und spricht — schreibet und nicht mehr spricht. Jetzt bin ich also in dem Zeitpunkt, da man sie singet und schreiben lernet — schreiben kann, und nicht mehr singet, sondern spricht: in dem Zeitpunkt, da aus der Lieder- eine Büchersprache zu werden begann: die Poesie schöne Kunst, und der prosaische Periode im bürgerlichen Leben erfunden und gebildet wurde.

Erfunden habe ihn, wer da wolle: sein Name war bei den Griechen Merkwürdigkeit, noch merkwürdiger sollten uns die Namen seyn, die ihn von der Stärke der Poesie zur Fülle der Prose, vom Gesange zum Halbgesange der alten Deklamation umschufen. Für mich ist kein Zeitalter heiliger, als da sich Poesie und Weisheit, Natur und Kunst zu trennen anfing: hier ruhen Schätze von Entdeckungen, für alle Wissenschaften: hier ist der

Mittelpunkt im Cirkel der Griechischen Literaturgeschichte: allein ein dunkler, unabsehlicher Abgrund, an den sich noch niemand gewagt, und blos ein zweiter Curtius wagen kann. —

Zween Wege gehn vor mir aus einander: Poesie, die da aufhörte, die einzige Sprache der Schrift, und darf ich kühn mit den Alten sprechen, die Sprache des Lebens zu seyn: und auf dem andern Wege: Prose, die jetzt ward, die natürliche Sprache der Schrift ward, weil sie Alten die natürliche Sprache des Lebens war.

Den ersten Weg kann ich hier nicht verfolgen, so wenig auch Spuren auf ihm, und so viel auch Kränze hinter ihm seyn mögen. Er giebt die große Untersuchung auf: wie aus der Dichterey Dichtkunst (ποιησις) und der Sänger der Natur zum Poeten wurde? Wie die Musik (nach dem Griechischen Gebrauch dieses Worts) die bisher Gesang der schönen Natur gewesen war, allmählich Nachahmung und schöne Kunst wurde? Wie nach Homerus Gedichten, in denen an Natur nichts mehr zu übertreffen war, allmählich immer mehr Kunst in die Poesie kam? Wie aus dieser großen Quelle, in der bisher alles, Weisheit und Schreibart, vereint gewesen war, verschiedene Gattungen, wie Bäche, abflossen, und viele endlich im Sande zerrannen? Was jeder große Dichter, nach Maasgabe seiner Werke, oder nach Nachrichten der Alten der Poesie für Neues gegeben? jener in der Manier: dieser in der Sprache: ein anderer in der Gesangweise: und ein vierter in der Gattung der Materie. Ich ge-

traue mir zu behaupten, daß dieser Fortgang der Griechischen Poesie, der die Grundlinie zur Geschichte derselben seyn muß, ziemlich genau zu entwerfen wäre: denn das ganze Griechische Alterthum hat ihn immer vor Augen: leitet alles aus Homer her, behält diesen immer im Gesichte: nennet die Werke und die Verdienste der Dichter meistens im Gesichtspunkt auf ihn, und ist voll von kleinen Nachrichten, die uns diesen Fortgang der Poesie auf dem Wege künstlicher Musik verrathen. Daß wir aber von dieser Spur noch so wenig haben bemerken wollen, daß man bei jedem Griechischen Dichter alles erkläret, beschreibet, erläutert, erzählet, erörtert, nur die einzige Kleinigkeit nicht, wiefern und worin er Dichter (ποιητης) war? dies mag uns zeigen: wie wenig wir noch zu einer griechischen Geschichte griechischer Dichtkunst auch nur Materialien angeführt haben?

Damit man mich nicht wieder auf erbärmliche Art zurecht weisen dürfe, als vergäbe ich der Poesie in diesem Zeitpunkte etwas: so muß ich wider Willen in Exempel ausschweifen.

Wäre ich ein Ausgeber des Tyrtäus, statt aller historischen Rhapsodien von ihm, sollte es mir zum Hauptaugenmerk seyn, was dieser διδασκαλος γραμματων der Poesie für neue Kunst gegeben? wie er mit seinen Elegen und Anapästen neuen Flötengesang erfand, so kriegerisch, so schrecklich und unerhört, daß Feinde flohen, und Muthlose fechten mußten? Durch was für Wege er den allgemeinen Ruhm erwarb, die Heldenpoesie bis zur höchsten Stärke des Schlachtgesanges hinauf

gestürmt zu haben? Wie dem ohngeachtet, seine gewaltige Dichtkunst mit der Natur Homers verglichen, der Ausspruch Themistius wahr bleibe: τον Τυρταιυ μεγαλοφωνοτερον Ομηρον — wahr bleibe, vom Innern seiner Gesänge an, bis zur Diktion und zum Numerus derselben. Alsdenn erschiene er, als der Vater einer neuen spartanischen Poesie, für das Ohr dieser Stadt, und für ihre Seele: ich würde seine ρυθμυς εμβατηριυς, seine νομυς πολεμικυς und προτρεπτικυς, so viel sich errathen ließe, auf die Musik Griechenlandes zurück führen, und überall in den Noten über ihn, den Mann suchen, der mit Nachdruck der ποιητης, ελεγειοποιος und αυλητης genannt wird, der neuen Schlachtgesang erfand. — Bei mir wäre dies, wie gesagt, das Hauptaugenmerk, vielleicht bei vielen Lesern Tyrtäus auch: nur Schade! daß Klotz seine letzte schöne Ausgabe nicht mit einem Wort hierüber hat verschönern wollen.

Wir haben vom Archilochus wenig übrig: und so kann ich auch nicht die Grabschrift erklären, die ein Inhalt seines poetischen Lebens seyn sollte: „die Muse gab ihm Jamben, damit er das „επος Homers nicht überträfe." Und so sind die meisten folgenden Dichter, von denen so wenig und nur zerstückte Glieder übrig sind, kaum mehr, als Namen.

Aber wie aus der Sprache Homers, die Sprache theatralischer Kunst ward: den hohen Schritt derselben auf den Kothurn des Aeschylus und Sophokles; was für andere Gestalt jetzt die Poesie annahm, da sie die Musik des Dialogs und des

Chorus unterschied; wie weit jener noch die Sprache des Lebens selbst mit seiner singenden Deklamation nachahmen konnte, dieser aber sich dem hohen Lyrischen näherte; wie manches Eigene in den Sylbenmaaßen und in der Natur der griechischen Theatersprache lediglich hieraus erklärt, und also sehr unrecht nachgeahmt wird: wie vieles, das man dem theatralischen Gesetzgeber, Aristoteles, als Eigensinn ausgelegt hat, eben hiedurch griechisches Bürgerrecht in diesem Zeitalter erhält: — eine Menge anderer Betrachtungen bieten sich dar, wenn man in Aeschylus und Sophokles dem Leitfaden nachgehen wollte: wie in ihnen das επος der Natur zur tragischen Kunst ward? wie es daher durch den Weg des Entsetzens und Erstaunens zur Rührung, und durch das kühne Uebertriebene des Aeschylus in das schöne Gleichgewicht kam, da Sophokles die Sprache des Lebens auf den Kothurn erhöhete, und die hohe aber ungekünstelte Sprache des επος in die lyrische Natur des Chorus umschuf.

Da sich bei Pindar, der die lyrische Kunst auf den höchsten Gipfel brachte, ein zu reicher Vorrath von Anmerkungen zeigen muß, wenn man ihn gegen Homer hielte: so ists besser, lieber nichts, als etwas unvollständiges zu sagen. Der Zweifel eines meiner Leser, *) wie ich mir viele wünschte, geht, wie ich glaube, von selbst aus einander: daß nach meiner Hypothese Pindar vor Homer seyn müßte. So wenig, als Kunst vor der Natur seyn kann.

*) Bibl. der sch. Wiss. Band 4., St. 1.

denn bei welchem griechischen Dichter ist die Kunst in mehrerem Glanze als bei ihm? Die Schöpfung seiner Worte, und die Verkettung seines Perioden, selbst bis zur Zerreißung der Sylben, selbst bis zum Ueberstrom über die Strophe, selbst bis zu seinem mannigfaltigen Numerus, selbst bis zu seiner erscheinenden Wuth ist doch wahrlich! nicht das Werk wilder Phrenesie, sondern alles setzt so viel Wahl und vortreffliche Kunst voraus, daß, wie die lyrische Sprache schon an sich unter allen Gedichtarten vielleicht die künstlichste seyn sollte, mir unter allen Griechen Pindar auf der höchsten Stufe der poetischen Kunst erscheint.

An die Dichter zur Zeit Philadelphus, läßt sich nicht anders, als an Dichter der Kunst denken: die Kunst kam bei Theokrit, bis auf das Wortspiel, das er macht, vortrefflich; bei den meisten seiner Mitgenossen ward sie schon gelehrt, sie fing an in gezierte und mühsame Künsteley auszuarten, von welcher selbst Callimachus nicht frei ist. Dem sey indessen, wie ihm wolle, ich werde in diesem Zeitalter nichts weniger gewahr, als einen Sänger, der, wie Homer, ein Sohn der Mutter Natur wäre, — und was will man mehr?

Sey die Poesie in allen Zeitaltern, was sie wolle; seitdem die Prose entstehen mußte, war sie eins nicht mehr: Gesang der Natur. Indessen ging dieser damit nicht aus: bei allen Veränderungen der Sprache des Lebens und der Bücher erhielt er sich in den ersten großen Originalwerken, insonderheit in Homer. Dieser blieb immer der Fürst, der Dichter, dem alle ihre Sprache nachbildeten,

in sie mehr Kunst und Manieren brachten, und nur etwa nach ihrem Zeitalter sie modificirten. So konnten jetzt also vortreffliche Dichter leben: die dichterische alte Sprache immer ihren Weg fortgehen, parallel mit der Prose; allein — Prose allein wars, die da lebte. —

8.

Den großen Unterschied, den der Zeitpunkt einer werdenden Prose macht, an wem könnte er besser gezeigt werden, als an Herodot, dem Vater der Geschichte und dem Homer der Prosaisten. In mehr als einer Absicht steigt bei ihm der Dichter zum Geschichtschreiber herunter, und der Geschichtschreiber bei aller seiner Simplicität zum Dichter herauf; daß, so schwer es mir würde, im Homer Gränzsteine zu setzen, wo das Gerücht von Geschichte der epischen Erdichtung Platz mache: so schwer wären im Herodot die Farben zu trennen, die in seinem Bilde der Geschichtschreiber und der Sänger alter Sagen und eigner Reisen zusammen fließen läßt. Der ganze Bau seiner Geschichte hat die Einfalt des Dichters erreicht: alles schlingt sich in Episoden zusammen, die Theilweise aus einander fallen; und so aus einander fällt auch der ganze Bau seiner Schreibart, die noch nichts vom Numerus des Isokrates weiß. Wie viel würde also dazu gehören, ihn, wie es seyn soll, in unsere Sprache zu verpflanzen, und nach seiner ungebundenen Einfalt unsere weitschweifige, zu gefesselte Schreibart zu zerstücken,

ohne doch ihrer Bildung etwas zu vergeben — ein Feld, von welchem sich Goldhagen, mit seiner Lehrlingsübersetzung, gewiß keinen Lorbeer geholet! — Und wie fein muß das Auge und die Hand dessen seyn, der einen leichten und genauen Zwischenstrich ziehen kann: wie fern zu unserer Zeit Geschichtschreiber den Herodot in seinem Halb-Epischen, in seinem Episodenmäßigen nach- oder nicht nachahmen können. Preiset man das alles so durchweg an, wie Gatterer *) neulich gethan: so nimmt man alles überhin, und kennet Herodot nur vom Hörensagen. Gewiß, wer uns das Bild dieses Mannes, nicht wie einen Schattenumriß an der Wand; sondern im lebenden Bilde zeigen will, der muß uns Herodot aus seinem Zeitalter in Cultur und Sitten, in Denk- und Lebensart, in bürgerlicher und wissenschaftlicher Verfassung gleichsam erklären können, er muß diese Zeit, wie seine eigene, kennen, mit Herodot gelebt haben, und jetzt zum zweitenmal leben. Je mehr ich Herodot im ganzen Ton der Denk- und Schreibart kennen lerne: desto ehrerbietiger nähere ich mich ihm, wie einer antiken Bildsäule des Janus, der mit einem Antlitz ins Land der Poeten zurück, mit dem andern in eine neue Welt hinsiehet, in ein werdendes Zeitalter der Prose. **)

---

*) S. Historische Bibliothek, 2. B.

**) Ich darf zu meinem Zwecke vom Thucydides nichts mehr sagen, als daß auch die prosaische Schreibart der Griechen auf eine gewisse Art sich habe

Wie auf dem höchsten Gipfel kunstloser Wohlredenheit, erscheinen mir die Schüler Sokrates, Xenophon und Plato: classische Schriftsteller, in welchen die Prose lebet, für mich die ersten und einzigen unter allen Nationen, die ich kenne. Wie bei Homer alle Gattungen poetischer Schreibart in seine ungekünstelte Poesie: so fließen bei ihnen alle spätere Gattungen der Prose in ihren natürlichen Vortrag zusammen — und wenn Homer die Sprache der Götter sang, so schreiben diese die Sprache vollendeter seliger Menschen. Ihr Ausdruck schwebet zwischen dem frühern Pomp der Dichter, und dem spätern Pomp der Redner wie in ruhiger Mitte: von da er sich bei jeder sanften Regung der Luft bald dort, bald hier hin schwingen kann, ohne auf das Aeußerste hart anzulaufen, oder aus seiner glücklichen Mitte zu wanken. Sie sind die καλοι κ'αγαθοι unter den Griechischen Schriftstellern, bei denen die Weisheit noch nicht Wissenschaft, die Schreibart noch nicht gelehrte Kunst; beides aber gemeinschaftlich ein Werk der Natur scheint, *) wo Weisheit, wie

---

dem Uebertriebenen, wiewohl nur von ferne, nähern müssen, bis sie in ihr ruhiges Gleichgewicht sank.

*) Leuten zu gut, die da glauben, ein Verfasser wisse nichts mehr, als was er schreibt, muß ich dazu setzen, daß ich wohl weiß, wie in diesem Zeitalter die Sophisterei der λογοδαιδαλων, wie sie Plato im Phädrus nennet, der herrschende Geschmack war; allein um so mehr konnte das edle Propago der Schriftsteller, die bei den

die unsichtbare Seele ist, die vom Antlitz der Unschuld mit sanftem Glanz strahlet, die Schreibart aber den schönen Körper giebt, den alle Huldgöttinnen gebildet. Mehr als von allen Lateinern kann unsere Sprache von ihnen gewinnen, um das Süße und Schöne (ἡδυ και καλον) zu lernen, das ihre Prose des guten Verstandes belebt.

Der historische Styl soll unserer Sprache noch erst angebildet werden. Und von wem wird sie diese Bildung eher nehmen, als von dem edeln Xenophon, der nichts halb sagt, und nichts übereilet, bei dem die Rede fließet, wie ein Bach in den Auen Elysiums. Wie sehr hat unsere Schreibart, die ohnedem einen ruhigen Gang liebt, wie sehr Ursache, was sie sagt, ruhig und ganz sagen zu lernen! Und wie leicht wird sie sich an einen Xenophon anschmiegen! leichter, als an einen Geschichtschreiber, bei dem Gedanken und Sentenzen einander drängen und drücken: denn bei diesem kommt eine schwere Sprache zu bald in Gefahr, überladen, eine weitschweifige Sprache halb, und eine unbequeme, schielend zu schreiben.

Mich dünkt, es war Aristoteles, der es nicht wagte Dialogen zu schreiben, weil Xeno-

---

Griechen von den ältesten Schriften an ein eigenes Geschlecht machten, sich von dieser herrschenden Denk- und Sprachart unterscheiden. Dies sey genug über einen Einwurf, gegen welchen sehr vieles gesagt werden müßte.

phon, die attische Muse, solche geschrieben: und gewiß! es gehet kaum etwas über die einfältige Natur, über die honigsüße Freundlichkeit, über das Feine der Symmetrie, das bis auf Kleinigkeiten in ihnen herrschet: denn die Musen selbst sprachen aus seinem Munde. Nichts sagt er verworren, nichts falsch, nichts durch einander, wie wenn viele in einander schreyen, und keiner ganz spricht: jedes seiner Gespräche ist wie ein schöner Teppich, mit Gold gestickt, und bis auf jeden Nadelstich voll Natur, Ordnung und Symmetrie. — So ist es denn ja eine wahre Schandsäule, die man Xenophon errichtet, wenn man ihm alle diese Schönheiten, die Symmetrie des Ganzen, das Colorit in jedem Theile, und den Wohlklang jeder Sylbe raubt, ihn in unserer Sprache alles halb, oder überladen oder verwirrt sagen läßt, und ein solches Gespräch, als wäre es die Manier zu dialogisiren, die wir an Xenophon lieben, gerade vor ein Buch aufstellt, das selbst ein Muster des Geschmacks seyn, Uebersetzungen beurtheilen, und uns die Griechische Kunst anpreisen will — Und wäre dies Buch selbst die Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften — Warum duldet man vor ihr eine elende Uebersetzung, wie die vor ihrem zweiten Bande?

Und wo bleibt eine Uebersetzung des göttlichen Plato, dessen Schreibart wie Feuer brennt, und wie ein himmlischer Thau erquicket? Die Verschönerungen seines Dialogs, selbst wenn sie Moses in ihn bringet, halten uns kaum für die Einfalt des Griechen schadlos: und doch welch ein Werk hätte

der geleistet, der uns die vornehmsten Gespräche Platons gäbe, wie Moses uns den Phädon gab? — Plato wurde dem Sokrates durch einen Traum verkündigt, daß ein junger Schwan aus dem Altar des Gottes der Liebe aufflöge, und in seinem Schooße niedersäße: nachher sich auf seinen Schwingen gen Himmel erhübe, mit einem Gesange, der das Ohr der Götter und Menschen ergötzte. O säße in dem Schooße des Griechischen Plato auch ein solcher Schwan nieder, um, was er in seiner Sprache sang, uns in der unsrigen vorzusingen. Sein Uebersetzer muß den Dämon Sokrats zum Freunde haben, der ihm in der Weisheit selbst, und in dem Gewande derselben, dem Sokratischen Vortrage, Rath und Unterricht gäbe: diesem Göttlichen, was in Sokrates wohnet, opfere er, wie der junge Theages Gebet und Opfer, und was die Weissager wollen, damit er sein Vertrauter sey.

Ich habe die Griechische Prose in einem Zeitalter betrachtet, in welchem sie die Göttin der Ueberredung, die Suada mit holden Lippen, auch in Büchern zu sprechen scheint: und was darf ich sie, zu meiner Absicht, in das Gebiet der Kunst begleiten, da Redner und Redekünstler, vom Demosthenes zum Isokrates hinauf ihr den ganzen Umfang des schönsten oratorischen Numerus, der Weltweise Aristoteles aber mit allen seinen Nachfolgern ihr den genauen Umriß einer dogmatischen Sprache gaben. Unter allen diesen Händen müßte ich sie als ein Werk der Kunst betrachten: viele Künstler gaben ihr eigene, und vortreffliche Künstler vortreffliche neue Gestalt. Nachdem tausend

Umstände, Zwecke und Hülfsmittel zusammen trafen, theilte sich die Kunst der Schreibart in Gattungen, und jede Gattungen in Schulen: jede Schule konnte Meisterstücke, und jede Gattung neue Manieren geben. Allein für mich liegt dies alles seitwärts ab, da ich blos aus der Natur der Sprache habe bemerken wollen, wie die Prose entstanden, und wie sie ihre schönste Natur erreichet, da sie in der Mitte zwischen Dichterey und rhetorischer Kunst, zwischen der Ungebundenheit des Poeten, und den Fesseln des Philosophen schwebte, und in dem edelsten Verstande Weisheit und Sprache des Volks war, wie es vormals die Poesie gewesen. Und kann ich dies Zeitalter, das in dem Lauf, den die Prose genommen, wie der Edelstein in einem Ringe ist, kann ich es genug anpreisen, zu studiren, ihm nachzuahmen?

9.

Weil ich einmal über dem Geschäfte bin, mich selbst erklären zu müssen: so lasse man mich ein Buch nennen, das über dies Zeitalter der Griechischen Prose beinahe ein Commentar hätte werden können, hätte der Verfasser es nach meinem Eigensinn ausgeführet: es ist das bekannte Werk eines Schottländers *) über die Schreibart Xenophons,

*) *Jam. Geddes* on the composition and manner of writing of the ancients.

Herodots, Thucydides, des Plato und Demosthenes. Geddes schrieb sein Buch mit einer genauen Kenntniß seiner Griechen, mit einem feinen Geschmack, die Composition ihrer Bilder und Gleichnisse zu schmecken, und mit dem richterlichen Ohr, das Numerus und Wohlklang bis zum Uebermaaße hören will. Außerdem hat er über Plato manches andere von Nutzen gesagt, und ist ein Sammler der schönsten prosaischen Stellen der Griechen. Allem ohngeachtet aber bleibt sein Werk nichts, als das Buch eines Schulmeisters, der Xenophon und Plato zu nichts besserm machen kann, als er selbst ist. Er legt den Satz zum Grunde, den das ganze Griechische Alterthum uns zurufet: „die besten „Schriftsteller auch der Prose hätten ihre Schreibart „dem Homer abgelernet.“ Allein da er ihn sehr gebrochen verstehet: so giebt er allen diesen großen Leuten wahre Schulmethode zu lernen Schuld, die den Feldherrn Xenophon plötzlich auf eine Bank rückt, wo der Professor Geddes sitzt, wenn er Homer und die Alten lieset. Hier sollen sie dem Homer eine Beschreibung, ein Gleichniß, ein Bildchen künstlich und kindisch nachgemahlet haben, wo ich zum Unglück das wenigstemal einen Zug der Nachahmung entdecken kann, wenn meine Phantasie nicht Buße thun soll. Dort haben sie ihm den lebenden Wohllaut nachgebildet, selbst wo sie in ihrer Sprache kein Wort mit Homer gemein haben? Warum denn so etwas Homer nachgebildet? Eben als wenn sie kein Ohr hatten, einen Platzregen, einen Fluß rauschen zu hören — kein Auge hatten, die Wirkungen der Leidenschaften zu sehen — und keine Zunge hatten, das was sie sahen und hörten,

auszusprechen! Eben als wenn Plato keine Vergleichung mit dem Hauche der Aura machen könnte, ohne den Zephyr Homers in dem Elysium im Sinne zu haben: und Thucydides zum Pindar laufen müßte, wenn er ein großes Gemählde wagen wollte. Gewiß die größesten Schriftsteller der Prose, die in der Welt gelebt, so weit zu Schülern, zu kindischen Nachahmern, zu Affen des Numerus herab zu setzen, ist schimpflicher als wenn er sie des Gedankendiebstahls beschuldigen würde: denn große Gedanken erobern ist königlich, aber Bilderchen nachmahlen ist kindisch, und den Numerus und Rhythmus nachpfeifen, gehört für dumme Vogelköpfe. Geddes hat geschrieben, wie ein Geschöpf, das nur Einen Sinn hat: ein künstliches Ohr — darauf kann er stolz thun, davon kann er schreiben, aber von allen andern Sinnen — wenig oder nichts!

Der muß alle, und alle wohlgebildet haben, der darüber reden will, wie die Griechischen Prosaisten ihren Homer, und wie sie einander nachsprechen, — nicht in läppischen Kleinigkeiten, sondern in dem Innern ihrer Schreibart. Tief in dies Innere muß der Griechische Gedanke verfolgt werden, „daß alle „Weisheit und Schönheit des Vortrages aus dem „Abgrunde derselben, der alten Poesie, allmählich „geflossen und sich in eigene Bäche, und nachher „große Ströme getheilt habe:" ein Gedanke, den Geddes nie ansichtig wird, so oft er auf ihn stößt. Erst muß man das Eigene in der Schreib- und Denkart jedes Schriftstellers einzeln zu bemerken, und lebendig zu schätzen wissen, ehe man sich die Frage vorlegen kann: wie hat dieser Scribent das Ganze seiner Denk-

und Schreibart nach einem alten Original gebildet. Ueber das erste weiß Geddes nichts, als drei Schulklassen des Styls anzugeben; und das Ziel der zweiten Frage, und der Lorbeerkranz an demselben ist also ganz außer, oder über seinen Gesichtskreis. Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof, und eine Einleitung in die Geschichte der Griechischen Prose werden können: jetzt ists ein kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato, wie in einer dunklen Kammer, Flickweise siehet.

10.

Um von der wahren Sprache der Philosophie würdig zu reden, muß man es Anfangs vergessen: ob eine Sprache in der Welt es so weit gebracht? ob einige oder ein Schriftsteller sich derselben genähert? ob außer ihm noch ein Schriftsteller in der Welt sey? ja auf eine Zeitlang vergessen: ob eine solche Sprache Menschen möglich, faßlich und vortheilhaft wäre? Ueber alles dies trinke ich aus dem Fluß Lethe, und nun sind auch alle die kleinen Einwürfe vergessen, die man meiner philosophischen Sprache gemacht hat. Ich denke mir eine solche an sich, und —

Dichterisch ist diese doch gewiß nicht: sie giebt ihrer innern Würde und Beschaffenheit nach alle Ansprüche auf poetische Sprachschönheiten auf. Wohlklang der Wörter, Wechsel der Sylben, rühren-

der Ausdruck, Schmuck der Bilder, so viel sie anderswo gelten mögen, so gelten sie, wenn man mehr als praeter propter reden will — hier nichts. Die Weltweisheit verschmähet diese Schönheiten, wie der Homerische Hektor die Gaben der Venus verschmähete, oder wie Herkules ausrief, da er die Statue Adonis im Tempel erblickte: in dir ist nichts Heiliges! Sind die Gaben der Venus nicht deswegen an Paris schätzbar, wenn sich gleich Hektor aus ihnen nichts macht? Paßt sich die Statue Adonis nirgends hin, wenn sie Herkules auf seinem Altar nicht leiden kann? Wie so nicht? Nehmet den Paris aus dem Handgefecht mit Menelaus in das Schlafzimmer der Helena: setzet Adonis in den Tempel der Venus: so sind sie am rechten Ort. Aber nur nicht, daß Hektor und Herkules, wie Paris und Adonis schön seyn müßten! Nur nicht, daß Weltweisheit ihr Gesicht mit Schönpflästerchen der Poesie und Rednerei verstellen müßte, um schön zu seyn! Wer sie so sehen will, hat nie ihr offenes Angesicht gesehen.

Wenn die Grundsätze, die eine Semiotik a priori bestimmt, bei einer wirklichen Sprache wenigstens Theilweise anzuwenden wären: so geben diese Theile zusammengesetzt — eine Sprache der Philosophie. Nicht rede ich also von den wenigen Zeichen, die erfunden wurden, um Syllogismen und Figuren anzuzeigen: sondern von dem strengsten Vortrage vollkommener Begriffe, Schlüsse und Beweise. Hier ist alles was zu viel oder zu wenig sagt, es sey in einem andern Gesichtspunkte so schön, so rührend als es wolle, hier ists — ein Fehler.

Jeder deutliche Begriff habe hier also nur einen Ausdruck; hätte er mehr, so wären sie überflüßig, unnütz, oder schädlich. Die Erfinder der Sprachen, ohne Zweifel nichts minder als Philosophen, druckten natürlicher Weise das durch ein neues Wort aus, was sie noch nicht unter einen andern Begriff zu ordnen wußten. So entstanden Synonyme, die dem Dichter eben so vortheilhaft waren, als sie dem grammatischen Philosophen zum Aergerniß gereichen. Dieser fragt haushälterisch: wozu sind so viel unnütze Knechte? sie stehen sich im Wege! und er hat sie abgeschafft; den übrigen aber ihr genaues Geschäfte angewiesen, um nicht müßig zu seyn. Gesetzt, ein philosophischer Begriff habe zween Ausdrücke: die Gelegenheit, die beide schuf, war entweder dieselbe, oder verschieden. Dieselbe; — so ist es Fehler der Sprache: verschieden; — der gewöhnliche Sprachgebrauch, der nie philosophische Deutlichkeit zum Zwecke hat, kann immer die beiden Gelegenheiten verwirren, ohne doch seinem Zwecke zu entkommen; aber der Philosoph muß unterscheiden oder sich an ein Wort binden. Thut er nichts von beiden: so vergibt er im ersten Fall schon etwas von der Genauigkeit im Denken, und er oder ich kann von der strengen Wahrheit abirren, wäre es auch nur ein Haarbreit. Im zweiten Fall vergiebt er etwas von der Genauigkeit im Vortrage: denn bei Abwechselung halbgleichgültiger Wörter, kann sich eben auf den Nebenbegriff meine Aufmerksamkeit heften, und den Hauptbegriff, wenn auch nur im feinsten Theile, verfehlen — wenigstens kann sie sich darüber verwirren, als sei mit dem Wort auch der Gegenstand selbst geändert worden.

Daher halte ich auch in strengen Beweisen von dem beinahe Philosophiren nichts, da man, um, wie man sagt, nicht durch ein ewiges Einerlei zu ermüden, Worte vorspielen läßt, wie ein Farbenklavier. Einem Auge, das sich anheften will, ist diese Vorspiegelung so unangenehm, wie eine Augenblende: eben ein Einerley, eben das Wiederkommen des Einen, was ich für Dasselbe erkenne, will es; starr soll eben sein Blick darauf liegen, um es gleichsam durch und durch sehen zu wollen. Für ein flatterhaftes Auge ist freilich ein schönes Wortspiel willkommener: für Damen, und die Philosophen, die Weiberschürzen statt Philosophischer Mäntel tragen, sind solche fontenellische Spaziergänge angenehmer, da man sich an nichts minder, als an Worte bindet. Allein hat man sein Ziel unverrückt vor Augen: was sucht man anders, als den kürzesten Weg? Wortschmuck, schöne Abwechselung und Zerstreuung, sind goldene Aepfel der Atalanta, die uns im Laufe hindern. Und warum lassen unsere Schönschreiber nach der Mode eben dies aurum volubile fallen? Wozu es Hippomenes fallen ließ, damit sie mit ihren lahmen Füssen zurecht kommen mögen.

Doch ich falle selbst in den Fehler, den ich tadle, und nehme kurz ein Beispiel. Die Schriften des Philosophen Baumgarten, und insonderheit seine Metaphysik, als Lehrgebäude in Migniatur betrachtet — nicht betrachtet, für wen sie geschrieben sind — nicht betrachtet, wie fern sie wahr, vollständig, vollkommen sind — betrachtet blos an sich, und in der Natur des Vortrages: kann ich ihre genaue Kürze und einförmige Wiederholungen nichts anders,

als loben. Denn blos durch diese harte und feste Andeutung der Begriffe kann die Weltweisheit zum sichern Umriß ihrer Gestalt gelangen, und dieser ungekünstelte, viereckigte Vortrag, der auf nichts als Wahrheit geht, ist besser als aller Styl, der sich in Schönheitslinien krümmet und windet, mit Farben spielt, und in Verzierungen von fremder Natur ausschweift. — In dieser Absicht danke ichs ihm, daß er den Ueberfluß entfernet, in geraden Linien zu seinem Punkt geht, ohne schön abzuweichen, daß er in ein jedes Wort Verstand legt, und wo der Sinn wieder kommt, auch den Ausdruck wieder kommen läßt. Ich danke es ihm, daß er eintönig, hart und wiederholend ist, wo ers seyn muß, dem Reichthum entsagt, wenn er Unordnung anrichtet, der Schönheit, wenn sie der Vollkommenheit gegen über stehet, der Grazie, wenn sie Seiten schön überschleyert, die ich nackt sehen mußte. Wußte er denn nicht Synonyme, um abzuwechseln? Viel bis auf synonymische Allegorien; aber, damit sie nicht verwirren, so opfert er sie dem Gefängniß auf, und klammert sie hinter das Hauptwort ein. Oder wiederholet er sich, um sich auszudehnen? Wer ist kürzer als er, wenn ers seyn kann; und wer wiederholet sich wieder in ganzen Paragraphen so monotonisch, als der Leyermann des Horaz, wo ers der Ordnung und Deutlichkeit wegen thun muß. Oder hatte er nicht Blumen, um seine dürre Schreibart zu bestreuen? leset seine Aesthetik, seine Vorreden, seine Abhandlungen, wo er sich gleichsam sich selbst überlassen kann: hier duftet aus seiner dürren freilich unter der Philosophie vertrockneten Schreibart eine Menge Blumen, die er einzuweben wußte — aber dies ganze Füll-

horn giebt er aus der Hand, wo es auf Waffen zu streiten, und auf freie Hände ankommt, zu ringen. Sollte also sein trockner, harter und unverdaulicher Styl, seine zusammengepreßte Kürze, seine wiederholende Einförmigkeit nicht eben ein Werk des Vorsatzes, der Nothwendigkeit seyn?

Er ists! denn seine Schriften sollten eben ein Grundriß von Wahrheiten seyn, wo ich keine Schlängelungen suche, sondern Linien suche, die fest nach der Kunst, richtig dem Verstande, deutlich dem Auge seyn sollen. Wer wirft nun nicht einen topographischen Riß ins Feuer, der der Schönheit wegen von Richtigkeit wankt, für das Auge spielet und den Verstand unsicher läßt? Ja wenn dieser Riß noch ein Muster architektonischer Schönheit, oder eine Chorographie seyn sollte*). Nun aber ist ja, um sich ein Ganzes abstrakter Wahrheiten im Verstande entwerfen zu können, das eben eine willkommene Aussicht, die dies Ganze in seiner kurzen und genauen Zusammenordnung zeigt. „Wie in Erlernung der „Musik und Sprachen dort die Töne und hier die „Sylben und Worte scharf und deutlich müssen an„gegeben werden, um zur reinen Harmonie und zur „flüßigen Aussprache zu gelangen: eben so führet die „Zeichnung nicht durch schwebende verlohrne und „leicht angedeutete Züge, sondern durch männliche, „obgleich etwas harte und genau begränzte Umrisse „zur Wahrheit der Form!" — und durch solchen Styl die Sprache zur Wahrheit der Erkenntniß. Freilich nähert sie sich blos von ferne diesem strengen

*) Winkelmanns Geschichte der Kunst.

Einfachen der Wahrheit. Es müßte eine Sprache der Philosophie zu gut erfunden: die Philosophie vollendet, und die Kräfte der menschlichen Seele ohne Schwachheit seyn, wenn ein solches System erscheinen sollte. Nur lasse man denn auch so lange diese philosophische Sprache ruhen, ohne ihr zum voraus Vorwürfe zu machen, und lasse es bleiben, die für Barbaren und trockene Köpfe zu schelten, die sich dieser Richtigkeit in einer bekannten Sprache zu nähern suchen.

11.

Beides geschieht häufig, und das erste ist noch neulich von einem Gelehrten geschehen, der mit der philosophischen Sprache wie mit einem Schatten spricht und dem Kinde, das noch nicht geboren ist, und noch lange nicht geboren werden wird, nachtheilige Namen giebt, ohne daß ers gesehen.

Michaelis*) führt unter seinen Weissagungen wider die Gelehrte Sprache an, daß sie dem Ohr übel klingend, ohne Verschönerung durch Synonymen, ohne Ausdrücke fürs Herz, ohne Reize des Styls, und Apollo weiß! ohne was mehr seyn würde. — Mich dünkt, wir können ihn wegsprechen lassen; denn sie soll ja nichts als gelehrte Sprache seyn: keine poetische, oratorische oder schöne, und so kommt die Sorge für das Ohr durch Wohl-

*) Michaelis Preisschr. der Beschluß der Franz. Uebersetzung.

klang und Synonymen eben zuletzt — keine historische, für die Geschichte bleibt also in allen andern Sprachen Platz — keine theatralische, und Romanensprache: folglich mögen immer die Herzens- und Milzausdrücke wegbleiben — keine Frauenzimmersprache, und so mag sie trocken, einförmig und unangenehm seyn, wie die Algebra: sie kann, alles seyn, was er ihr Schuld giebt: sie mag es aber auch, oder vielleicht muß sie es seyn, als eine Charakteristik philosophischer Begriffe.

So sind also ein guter Theil seiner Einwendungen verflogen, und die andern halten eben so wenig Stich, wenn ich unterscheide: die philosophische Sprache soll ja ein ander Ding seyn, als die Sprache für den gemeinen Verstand (sens commun), anders, als eine Sprache zum täglichen Umgange, anders, als zum angenehmen Bücherlesen. Dieses alles will sie ja nicht seyn, kaum sich mit allen vergleichen, am wenigsten ihnen zur Last fallen.

Und überhaupt vergißt der ganze Abschnitt: ist eine gelehrte Sprache möglich zu erfinden? seine große Aufschrift so ganz, daß der Verfasser vom Erfinden aufs haben, vom haben aufs Wissen, vom Wissen aufs Sprechen, vom Sprechen aufs hören, vom hören aufs lernen, vom lernen aufs Akademische lehren in einem halbjährigen Collegio, hievon aufs gebrauchen, aufs lesen zum Zeitvertreib und wo mehr hin? kommt, und mit allem nur so viel beweiset: wie er seinen eigenen Vortrag für genugsame Dosis gelehrter Sprache, und vielleicht für die beste gelehrte Sprache halte. In beiden kann er recht haben, wenn voraus der Mittelpunkt der Be-

ziehung ausgemacht wird: die beste in welcher Absicht? gegen welche Verhältnisse? Da hat nun Michaelis und Leibniz offenbar einen ganz andern Mittelpunkt der Vollkommenheit: beide haben einen verschiedenen Begriff von dem Wort gelehrte Sprache, und so hat immer M. nichts gesagt, so viel er gesagt haben mag. Hier ist nicht von Faßlichkeit, Wohlklang, Anmuth, Herzregung, Lesbarkeit u. s. w. die Rede: sondern von intellektualer Vollkommenheit, in welcher Richtigkeit statt Schönheit, die Wahrheit statt Rührung, und Deutlichkeit statt aller Verzierungen ist. Sie sei immer barbarisch, monotonisch, trocken und ohne sinnlichen Reiz — sind diese Mängel in ihr Mittel zu Vollkommenheiten; so übersieht man sie — sind sie selbst Vollkommenheiten: so kann man sie nicht missen, und der Weltweise nimmt alsdenn den Namen eines Barbaren, eines simplen und trocknen Kopfes sich so zum Ruhm an, als Sokrates den Namen eines Unwissenden.

Wer heißt in Rom nach der Mundart des Volks Barbar? der eine fremde Sprache spricht — und die muß der Weltweise sprechen, der ja eben die Begriffe der gemeinen Rede berichtigen, erhöhen, erklären soll. Wer heißt einförmig? wer karg mit Worten, den schönen Luxus nicht affektirt, der das Wohlleben in der Gesellschaft und das Wohlschreiben im gewöhnlichen Styl ausmacht — und dem Luxus muß der Weltweise entsagen, wenn das Gewicht seiner Worte, und die Nerven seiner Gedanken dabei leiden. So auch wer heißt trocken? Eben, wer alles aufgedeckt vor Augen legt, ohne es mit Blumen zu be-

streuen — und dies will ja eben der Weltweise, der alles der Wahrheit aufopfern muß, der nur nach dem Namen eines tiefen Forschers geizet, der nichts als eine Philosophie sucht, die in allen Worten richtig, genau, erwiesen, einen Schatz von vollkommenen Begriffen enthält, und eben diese Vollkommenheit ist statt Schönheit. Ich setze hinzu, daß es blos von der Unvollkommenheit der Erkenntniß, der Sprache, und der erkennenden Kräfte herrühre, wenn die nackte Wahrheit sich mit schönen Feigenblättern umhüllen muß, um den Augen der Menschen zu erscheinen: in der Nacktheit allein erscheint ihre ganze Schönheit.

12.

Nun aber vor den Augen der Menschen! Sind diese schwach: so kann sie sich immer einhüllen, wenigstens nach und nach zeigen, und eigene Gestalten wählen, ohne daß man daraus schließen dürfte: so ist sie an sich. Alles bekommt also eine andere Wendung, wenn ich die Philosophie subjectiv betrachte: wie gelangen wir zu ihr? wie weit haben wir sie? wie läßt sie sich in Sprachen, wo wir sie jetzt haben, vortragen? hier kann es wirklich seyn, daß es sich auf diesem schmalen Pfade abgezirkter Worte zur Wahrheit kaum und schwerlich kommen ließe, man gehe ihn als Untersucher oder Schüler. Ja wer die Wahrheit schon hätte, oder nur sie ohne minder Fehltritte suchen, und ohne minder Beschwerden lernen könnte! — Ich bringe einige muthmaßliche Grün-

de an, die aber, wenn sie alles thun, was sie sollen, nichts zeigen müssen: als daß eine behagliche Sprache — nicht die beste und einzige für die Philosophie — sondern die bequemste für uns sey.

Wir sind Menschen, ehe wir Weltweisen werden: wir haben also schon Denkart und Sprache, ehe wir uns der Philosophie nähern, und beide müssen also zum Grunde liegen, die Sprache des Verstandes der Vernunft, die Denkart des Lebens der Spekulation. Und wie viel liegt damit zum Grunde? Muttersprache, der ganze Umfang von Begriffen, die wir mit der Muttermilch einsogen — Muttersprache, die ganze Welt von Kenntnissen, die nicht gelehrte Kenntnisse sind — Muttersprache, das Feld, auf welchem alle Schriften des guten Verstandes hervor wuchsen — was ist sie also für eine Menge von Ideen! Ein Berg, gegen welchen die kleine Anzahl philosophischer Abstraktionen, ein künstlich aufgeworfener Maulwurfshügel — einige Tropfen abgezogenes Geistes gegen das Weltmeer! der Weltweise hat also in seiner Untersuchung unendlich mehr Data, wenn er sich dieser freien Sprache überlässet: er spreche noch immer unbestimmt, wenn er nur vielseitig spricht: er spaziere frei, in desto mehreren Gegenden wird er bekannt, an desto mehrern Orten kann er Früchte suchen, hie und da Minen eröffnen — hie und da die Wünschelruthe versuchen. Er kommt zeitig genug auf seine Landstraße, wenn er nur viel auf sie mitbringt — und wie viel läßt sich aus dem Gebiete der Erfahrungen, der Sprache des Lebens und der Vernunftähnlichen Kräfte mitbringen! Das Land der Kunst ist wie dürrer Sand

aber auf dem Boden der Natur blühet das herrlichste Paradies!

Woher lag über Jahrhunderten jener Nebel der Unterdrückung in der Philosophie? weil man einmal die Sprache der Vernunft von der Sprache des Verstandes getrennet, und sich dunkler Wortkrämerei anvertrauet hatte. Zwischen diesen Wortschranken, die einmal Aristoteles vorgesteckt hatte, Schule nach Schule, durch, immer auf einer Stelle, mit starrem blinzenden Blick, suchte man, und man weiß, daß, wenn man am emsigsten sucht, man oft am wenigsten finde. Man hätte mehr gefunden, wenn man sich nicht blind gesehen, die Aussicht ausgebreitet, sich bald an grünen Farben, bald an neuen Gegenständen erholet hätte: hiemit wäre das Auge gestärket, um es desto schärfer zu gebrauchen. Ist es wahr, daß alle unsere erworbene Kenntnisse, Ideen und Erfahrungen in der Sprache des Lebens aufbehalten werden, so muß sich aus ihr auch die Philosophie gleichsam entwickeln, und wir fehlen leicht weit ab, wenn man blos von gewissen gegebenen Punkten der Schulsprache sein Gewebe fortleitet, ohne zu sehen, wo diese Punkte Haltung haben. Das ganze Gebäude der Spekulation kann künstlich gezimmert werden; steht es aber nicht auf der sichern Erde: so siehe nicht hin! der künstliche Luftbau fällt.

So ist also die Untersuchung abstrakter Sätze, so viel möglich in der freien Sprache des Lebens, fruchtbarer und sicherer: hin und her zu treten, ob man feste gehet: freier hin und her zu spazieren, um Materialien des Denkens zu holen — als wenn man sich an einen schmalen Steig von Worten und Unterscheidungen heftet. Und wenn ist dieser

freie Gang mehr anzurathen, als zu unserer Zeit der philosophischen Anarchie, da man — nicht über einige Wahrheiten — nicht über Beweise — kaum selbst über die Methode der Weltweisheit einig geworden. Was ist bei dieser Verwirrung das beste? daß man sich jeden seinen Gang, seinen Gesichtspunkt, seine einzelne Materien, und einzelne Seiten wählen lasse. Vielleicht, daß er von seinem Standort weiter sieht; vielleicht, daß er, welches noch besser ist, bemerke, woher sein Vorgänger oder Nachbar habe falsch sehen müssen: vielleicht, daß er in der Sprache nach seiner Art es finde: „wie diesem Wort eine falsche Idee anhing, und wie viel falsches sie unvermerkt in den Verfolg der Rechnung brachte? Wie „jene Wortverbindung ein ungültiges Glied dem „Beweise unterschob? und jene Verwirrung feiner „Unterschiede Irrthümer zwischen Wahrheiten ver„wickelte?“ Man kann sich zu diesem Geschäfte nicht Spielraum genug nehmen: weil man immer zu geneigt ist den Wahrheiten großer Männer, ihrer Methode und Sprache nachzuhängen: man hütet sich zu sehr vor Irrthümern, um ganz auf seine Kosten denken zu wollen. Lieber wolle man doch das letzte: man irre auf seine Art: so läuft das Zirkelrad der Irrthümer umher, und man lernt durch Fallen um so eher gehen. Eben weil man nicht so häufig auf neue und nützliche Art fehlet: eben weil man langen Zeitraum durch nichts that, als sich an einigen regelmäßig gespannten Luftseilen herab und herauf zu schwingen: eben weil man viel zu jung und früh an System und Gipfel des Baues dachte — eben deswegen hat man verjährte Irrthümer, und immer streitige Wahrheiten.

Von der Seite des Faßlichen mag ich diesen Vortrag nicht noch empfehlen; von dieser Seite hat man ihn zu sehr und zum Schaden empfohlen. Euklides Mathematik weiß für Könige keinen andern Weg, als für Schulweisen; und ist das bequemen ad captum um nichts als der Erleichterung und des Vergnügens wegen: so ist an dieser Empfehlung wenig. Vielleicht ist aber mehr an ihr, und gar so viel, daß ich die harte und sparsame Synthesis der philosophischen Methode dem natürlichen Gange zuwider halte, den unsere Seele nimmt, wenn sie lernet: dies hätte freilich viel auf sich!

Der Vortrag ist ohne Zweifel der beste, der da anfängt, wo ich anfangen wollte: von den Ideen, die ich schon habe: und von den Worten, in denen ich jene aufbewahre. Er gehet auf der Bahn des guten gesunden Verstandes fort, noch finde ich mich also auf bekannten Wegen: ich nähere mich dem Gebiete der Vernunft; mein Führer läßt mich aber noch nicht das Land meines Ursprunges aus dem Gesicht verlieren: ich trete endlich, kundig des Weges hinter mir, von selbst Stuffenweise höher, bis ich alles in einer Sprache übersehe, die ich mir selbst ausgedacht zu haben dünke. So ist ein Lehrbuch der philosophischen Erziehung.

Lehrbücher von der gewöhnlichen Unterweisung sind das Gegentheil, aus seiner Welt- und Denkart und Sprache findet sich der Lehrling in eine andere Welt, Denkart, Sprache verzückt: er versteht nichts, er muß sich alles erklären lassen: er kommt auf nichts selbst: er muß begreifen, und den Anfang zu allem glauben. Um gebildet zu werden, mußte er Phi-

losophie wissen, ehe er sie weiß, philosophisch denken, ehe ers lernt, und eben bei dem Anfange, wo der Grundbegriff liegt, am schärfsten denken können. Nun ists doch nicht einerlei, einen Begriff lernen, und ihn aus sich entwickeln — ihn begreifen, und denselben sich erklären können — den Beweis wissen, und ihn aus sich wissen; und was hilft das Eine, ohne das Andere? — Der Lehrling trat in das Land der Philosophie: steil hinan steht vor ihm eine Höhe, wo von oben herab, synthetisch strenge, Begriffe und Worte herabgerollet werden — Entweder erfleuch die Höhe, oder du mußt von unten zusehen, und nehmen, was dir zugezählt wird! das Letzte ist leicht und gewöhnlich. Man fängt auf, was ohngefähr herunter kommt, d. i. man lernet nackte Sätze — Conclusionen ohne die Mittelnerve des Beweises, und läßt sich Wörter vorzählen, wie man den Extemporaldichtern Endreime giebt. Man hört einen Philosophen durch, wie ein Register zum orbis pictus abstrakter Begriffe: man wird ein historischer Schüler derselben; ein Witzling aus, oder gar ein Spötter über die Philosophie. — Nun nehme man den kleinen Rest derer, die jene steile Höhe hinan klettern wollen: einige fallen mitten im Klettern zurück, das sind die unglücklichen Halbphilosophen, die schädlichsten Geschöpfe, die sich unterstanden, alles trübe zu machen, weil sie nichts recht und ganz wußten. Andere kommen hinauf, und thun, was andere thaten: sie rollen ihre Begriffe und Worte so synthetisch herunter, wie ihre Vorgänger: damit gut!

Wolfs Methode war der natürliche Weg für einen Geist, der sich schon an Leibniz Schriften ge-

bildet: der aus ihnen Wahrheiten, wie Inseln, hervor hob, und Plan genug im Kopfe hatte, sie zum festen Lande eines Systems zu verbinden. Sein letzter Blick dachte sie sich in mathematischer Kette, und so stellte er sie mathematisch hin — Vortrefflicher Anblick für den, der sie, wie er, schon alle gefaßt, geprüft, und bei sich befestigt hat, der jetzt alle diese gesammelten Ideen richtig und genau ordnen, und alsdann sie im Ganzen überschauen will — Ja, der siehet von seiner Höhe eine Reihe von Bäumen, nach strenger Richtschnur gepflanzt, Glieder, die sich einander zu drängen, um für Einen Mann zu stehen: und so wird er ihn als eine Landcharte seiner eigenen Reisen und Entdeckungen durchdenken. Wer aber diese Reisen erst thun will — ob dies denn der sicherste und natürlichste Weg sey? die Frage ist anders!

Baumgartens Methode ist der natürlichste Weg für einen Geist, der sich an Wolfs Schriften gebildet: der aus ihnen Wahrheiten, wie Glieder, riß, und Plan genug im Kopf hatte, sie fast zur Tabelle zusammen zu fügen. Tabellarisch dachte sie sich sein letzter Blick und so ordnete er sie — Vortrefflich für den, der eine synthetische Tabelle nöthig hat, um die Wahrheiten in aller Kürze und Fülle, gleichsam von oben herab zu überschauen. — Wer aber keine dieser Wahrheiten noch nicht einzeln kennet, und sie aus seiner Seele und aus seiner Sprache gern selbst analysiren will: ist für ihn die strenge Synthese? Und wenn ich ihm auch Meiers Commentarien in die Hand gäbe, so viel

Bånde von ihnen er auf einmal tragen kann: sie åndern nichts, weil sie blos mit vielen Worten sagen, was B. mit wenigen sagt. Und wenn ich ihn auch auf B. eigenen lebendigen Vortrag verwiese; der, wie er selbst sagt, dies Skelet mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte? — Noch wird nichts geåndert, denn hier soll man erst einen vollen Kôrper zergliedern, damit man hintendrein ein Skelet bekomme. — Wolfs und B. Vortrag, ist der beste, nach dem sie dachten, und jeder Philosoph denken will — aber auch der, in welchem man denken lernt? die Ordnung der Natur unserer Seele? die Sprache der philosophischen Erziehung?

13.

Ich bin nicht außer meinem Pfade: ich habe zeigen wollen, daß eine Sprache, wie sie die hôchste Dichtkunst, und die strengste Philosophie fodert, zween Endpunkte seyn, und mitten inne Platz zu allen Gattungen bleibe, die ich unter den Namen einer behaglichen, bequemen Sprache setze. So wie Schônheit und Vollkommenheit nicht einerlei ist: so ist auch die schônste und vollkommenste Sprache nicht zu einer Zeit môglich; die mittlere Grôße ist unstreitig der beste Platz, weil man von da aus auf beide Seiten auslenken kann.

Nun soll eine Sprache gebildet werden: wozu? Entweder zur mehr dichterischen Sprache, da-

mit der Styl vielseitig, schön und lebhafter werde; oder zur mehr philosophischen Sprache, damit er einseitig, richtig und deutlich werde; oder wenn es möglich ist, zu allen beiden.

Das Letzte kann in einem gewissen Grade geschehen; und muß nach unserer Zeit, Denkart und Nothwendigkeit auch geschehen. Alsdenn werden wir zwar von beiden Seiten nicht die höchste Stufe erreichen, weil beide Enden nicht einen Punkt ausmachen können; allein wir werden in der Mitte schweben, und von den sinnlichen Sprachen durch Uebersetzungen und Nachbilden borgen; anderntheils durch Reflexionen der Weltweisheit das Geborgte haushälterisch anwenden. Wir werden für neue Bürger Vortheile ausmachen; und nicht dem Spartanischen Eigensinne nachahmen, der allen fremden Ankömmlingen und Gebräuchen den Eintritt versagt; wir werden aber auch, so wie die Akademie della Crusca, und Johnson in seinem Wörterbuche, die Landeskinder zählen, ordnen und gebrauchen, so daß die fremden Colonien blos die Mängel des Staats unterstützen dürfen. — Man bilde also unsere Sprache durch Uebersetzung und Reflexion.

Man sehe die meisten Vorschläge zur Bildung der Sprache, und sie fallen in ein Aeußerstes, statt das Mittel zu halten. Einige entwerfen einen Plan zur philosophischen Sprache; andere wollen sie allein auf die dichterische Seite lenken. Daß, wenn beide etwas wirken, beide einander die Stange halten, macht das Glück unserer Sprachenverbesserung.

Unter so vielen philosophischen Sprachverbesserern nehme ich einen, zu dessen Lob ich gern unterzeichne: Sulzer, in seinem beliebten Inbegriff der Wissenschaften, in dem vielleicht kein Artikel ärmer ist, als der über die Sprache. Er fordert zur Vollkommenheit einer Sprache „1) Einen „hinlänglichen Vorrath von Wörtern und Redensarten, wodurch jeder Begriff deutlich und bestimmt „ausgedruckt wird.“ Nun! und wenn die Sprache einen überflüßigen Vorrath hat? So muß der Ueberfluß fort! — Vollkommen für den Philosophen, aber schlecht für den Dichter, der von diesem Ueberfluß leben muß, der nicht Begriffe deutlich und bestimmt, sondern Begriffe und Empfindungen sinnlich rührend und reich ausdrücken will. Wenn dieser neue Plato eine Republik errichtet, wo Synonyme, und uneigentliche Wörter verbannt werden: lebet wohl, ihr Dichter! ihr müßt von selbst Abschied nehmen. Ueberdem ein hinlänglicher Vorrath: hinlänglich — wofür? wozu? — Jeder Begriff deutlich ausgedruckt? Und wenn er nun nicht von Menschen, in einer menschlichen Sprache deutlich ausgedrückt werden kann? So soll er weg! Auf einmal ist mir ja der Schatz aller meiner untern Kräfte, Erfahrungen und sinnlichen Ideen geraubt: was bleibt mir für ein kleiner Bettel abstrakter Ideen, deutlicher Ausdrücke übrig, und was sollen mir die jetzt? Alle meine Sinnen sind mir geraubt, ich habe aufgehört Mensch und Thier zu seyn, und bin nichts!

„2) Eine genugsame Anzahl deutlicher Lenkungen.“ Genugsam? deutlich? für wen? wo=

zu? Im Sprechen? in Büchern? in welcher Gattung der Schreibart? Und wie, wenn einige gegen einander ausschließend wären?

„3) Eine Biegsamkeit in der Zusammensetzung „vieler Wörter in einen Satz, damit ein ganzer „Gedanke richtig, bestimmt und nach Beschaffenheit „der Sache leicht und nachdrücklich ausgedruckt „werde." Hier steigt schon der Weltweise etwas herunter, weil er sieht, daß seine Sprache von Menschenkindern geredet werden soll. Wenn der Weise sich ganz genau, ganz richtig und bestimmt ausdrucken will: so braucht er keinen biegsamen, keinen leichten, keinen nachdrücklichen Perioden; die Richtigkeit ist steif, die Gründlichkeit fest, und die Ueberzeugung statt des Nachdrucks.

„4) Eine hinlängliche Mannigfaltigkeit langer „und kurzer, hoher und tiefer, heller und dunkler „Sylben, und der daher entstehenden Füße, Perio„den und Versarten." Eine philosophisch vollkommene Sprache braucht diese gar nicht. Wenn wir blos als Geister einander Begriffe in die Seele reden: so fragen wir nicht nach hohen und tiefen Sylben: so wenig als in den Büchern, wo diese philosophische Sprache allein gelten kann, die hellen und dunkeln Sylben ins Auge fallen.

Auf die Art gehe man das ganze Stück von der Sprache durch, und man findet in allen Vorschlägen den nemlichen Fehler, daß er dem Schönen der Sprache immer zu nahe tritt. Ja wären wir ganz Geist: so sprächen wir blos Begriffe, und Richtigkeit wäre das einzige Augenmerk; aber in einer sinnlichen Sprache müssen uneigent-

liche Wörter, Synonymen, Inversionen, Idiotismen seyn. Sein Plan, der philosophisch seyn soll, ist also ein Hermaphrodit: die philosophische Vollkommenheit erreicht er nicht, und der sinnlichen Schönheit thut er zu viel; als Plan, was eine vollkommene Sprache seyn sollte, zu wenig; als Projekt, was irgend eine wirkliche Sprache seyn könnte, viel zu viel: und was die beste Sprache wäre, vielleicht nicht getroffen.

Eben der Fehler trifft auch sein Wörterbuch: „es soll den Unterschied der beinahe gleich„lautenden Wörter sorgfältig anzeigen!" Schön! das ist die Sprache der Philosophie: lasset Sulzern, der noch lebende Baumgarten, die Wörter: angenehm, schön, lieblich, reizend, gefällig, in seiner Aesthetik bestimmen; die Welt wird ihm vielen Dank wissen: lasset andere auf der Bahn des Baumgartens fortgehen, und einen Kant in seinen Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, seine Unterschiede zwischen beinahe gleichen Wörtern bemerken: sie arbeiten für die Deutsche Philosophie und philosophische Sprache; aber nicht für die Sprachkunst überhaupt. Alle kannst du nicht bestimmen, philologischer Weltweise! Die wirst du vermuthlich auswerfen wollen? Aber wirft sie auch die Sprache des Umganges aus? Nein! so weit reicht noch nicht dein Gebiet, und noch minder ins Land der Dichter — Der Dichter muß rasend werden, wenn du ihm die Synonyme raubst; er lebt vom Ueberfluß. — Es ist immer ein Girard im Deutschen zu wünschen; recht sehr zu wünschen — aber ein Gesetzgeber muß er nicht

durchaus werden. In einer nicht ideal-philosophischen Sprache alle Synonymen abschaffen zu wollen, gebühret einem zweiten Claudius und Chilperich, die neue Buchstaben einführen wollten, und Grammatiker zu ABC-Märtyrern machten. Immer ein Glück für den Dichter, und ein Unglück für den Weltweisen, daß die ersten Erfinder der Sprache nicht Philosophen und die ersten Ausbilder meistens Dichter gewesen sind. Und eben so ein Glück für den Prosaisten, und ein Unglück für den Weltweisen, daß das Reich einer lebendigen Sprache, Demokratie ist; das Volk regiert, und duldet keine Tyrannen: der Sprachgebrauch herrscht und ist schwer zu bändigen:

Hunc penes arbitrium est et vis et norma loquendi.

Ueber Sulzers Anschlag zur philosophischen Grammatik mag statt meiner ein Kunstrichter *) reden. Sulzer sagt: „Es wäre nützlich, wenn man „eine allgemeine philosophische Grammatik hätte, „welche Regeln gäbe, nach denen die Vollkommenheit „einer Sprache beurtheilt werden müßte; mit diesen „Regeln könnten die durch den Gebrauch eingeführten verglichen und daraus gebessert, und vermehrt „werden.“ Und der Recensent setzt dazu: „Ich weiß „nicht, ob die schönen Wissenschaften von dieser Vergleichung Vortheil haben würden. So wie die „Sprachen jetzt sind, hat eine jede, so zu sagen,

*) Lit. Br. Th. 4. pag. 230.

„ihre Eigensinnigkeit, die der schöne Geist vortreff„lich zu nutzen weiß. Er zieht aus dem Ueberflüßi„gen und Unregelmäßigen seiner Sprache öfters „Schönheiten, die eine richtige philosophische Sprache „entbehren muß. Nur ein einziges Exempel anzu„führen: die philosophische Grammatik würde ver„muthlich die Unterscheidung der Geschlechter bei leb„losen Dingen für überflüßig erklären, und gleich„wohl würden sich die Französischen und Deutschen „Dichter die Schönheiten ungern rauben lassen, die „sie aus diesem unnöthigen Unterschiede der Geschlech„ter gezogen haben. Einige Sprachen unterscheiden „die Geschlechter auch in der Conjugation der Zeit„wörter, welches ihren Schriften zu einer besondern „Zierde gereicht." *)

Ueberhaupt würde dieser weise Vorschlag, so wie jener andere: „es sollte keiner Schriftsteller werden, „der nicht die Alten gelesen," uns alle Originalschriftsteller rauben. Man lese unsere besten Dichter, besten Prosaisten, ja selbst unsere eigenthümlichen Philosophen — wie wird man den Sulzerschen

---

*) So ists für die Orientalischen Dichter eine bequeme und vortheilhafte Schönheit, daß sie, die bei ihren Kenntnissen in der Botanik vermuthlich auch das Geschlecht der Pflanzen schon gekannt haben, in ihrer Sprache auch das Geschlecht unterscheiden, ja sogar für eine Pflanze, die Jungfer und Ehefrau ist, verschiedene Namen haben. So haben die Griechischen und Römischen Dichter alle unübersetzbaren Schönheiten aus dem Eigensinn ihrer Sprache gezogen, und in ihn verwebt.

Einfall bedauren, uns keine **Idiotismen** zu lassen. Der Philosoph, der in dieser philosophischen Grammatik säße, ist wie ein ungelenkiger Alter, der muntern Knaben das Springen verbeut, weil er selbst nicht mitspringen kann.

14.

Von der andern Seite hat man, um unsere Sprache auszubilden, so häufig die Uebersetzungen angepriesen, den Uebersetzern so manchen Rath, der leicht zu geben, und schwer anzuwenden ist, so manchen Liebes- und Gnadenschlag gegeben, und wiederum so viele Aufmunterungen vorgehalten, daß ich über alles so oft Gesagte, nichts noch einmal sagen will.

Der Uebersetzer soll Wörter, Redarten und Verbindungen, er soll seiner Muttersprache vortreffliche Gedanken nach dem Muster einer vollkommenern Sprache anpassen. „So machte Apoll, daß Achilles „Rüstung Hektorn so gerecht war, als ob sie auf „seinen Leib verfertiget worden. Ohne Versuche, „die mit dieser Absicht verknüpft sind, kann keine „rohe Sprache vollkommen, kann kein Prosaiste in „derselben vollkommen werden.

„Zu eignen Versuchen über die Bildung der „Sprache haben nur die öffentlichen Redner Anmun„terung genug, und die größte Zahl dieser Versuche „ist vergeblich; aber man thue es durch Versuche „nach einer bessern Sprache. Diese stellt uns schon „viele Begriffe deutlich dar, dazu wir Worte suchen

„müssen, und stellt diese Begriffe so neben einander „vor, daß uns neue Verbindungen nöthig werden. „Von dem Wohlklange jetzt nicht zu reden, der bes„ser gemessen werden kann, wenn immer das Ohr „unmittelbar vorher von einem Perioden sehr richtig „angefüllet gewesen." Ich mag Abbten *) nicht weiter nachschreiben: er preiset den Uebersetzern das Griechische, Lateinische und neuere Ausländer an, verspricht ihnen classische Herrlichkeit, um sie zu der Tugend zu reizen, quae serit arbores ut alteri seculo prosint!

Statt dessen, will ich, nach unsern vorausgesetzten Prämissen, einige Worte über die Uebersetzungen ins Allgemeine hinschwatzen: Alle alten Sprachen haben, so wie die alten Nationen, und ihre Werke überhaupt, mehr charakteristisches, als das, was neuer ist. Von ihnen muß also unsere Sprache mehr lernen können, als von denen, mit welchen sie mehr verwandt ist; oder der Unterschied zwischen beiden liefert wenigstens den Sprachphilosophen eine Menge Stoff zu Betrachtungen. Wir haben über die Griechische etwas versucht, und zugleich einige Schranken angezeigt, an denen sich so manche Uebersetzer den Kopf gestoßen. Es wird sich in den folgenden Theilen bei einzelnen Autoren der Griechen und Römer sagen lassen, was sich für unsere Sprache von ihnen nützlich ablernen ließe; hier lasse ich mich darüber nicht ein, und fahre fort.

So sehr man Ursache hat, Uebersetzungen zur Bildung der Sprache anzupreisen: so hat doch die

*) Lit. Br. Th. 13. p. 98.

Sprache größere Vorzüge, die sich vor aller Uebersetzung bewahret. Eine Sprache vor allen Uebersetzungen, ist wie eine Jungfrau, die sich noch mit keinem fremden Manne vermischet, um aus zweierley Blut Frucht zu gebären: zu der Zeit ist sie noch rein, und im Stande der Unschuld, ein treues Bild von dem Charakter ihres Volks. Sie sey voll Armuth, Eigensinn und Unregelmäßigkeit: wie sie ist, ist sie Original= und Nationalsprache.

Welche unendliche Vortheile es gebe, wenn sich die Literatur eines Volks in allen ihren Gattungen so ursprünglich in ihrer Sprache, und diese sich mit jener gestalte: ist an keiner als an der Griechischen Sprache zu zeigen. An ihr aber auch auf vorzügliche Weise: denn wenn gleich die ersten Saamenkörner aller Wissenschaften in sie aus andern Ländern kamen: so war doch dies vor der Zeit der Büchersprache, folglich in einem Alter, wo diese fremde Mundart nach der Natur der Kindheit, in der die Veränderungen schnell auf einander folgen, bald konnte verdrungen und umgebildet werden. Und so bildete sich auch alles nach Griechischem Himmel um, und weil die Literatur dieses Volks nie ein tyrannisches Urbild hatte, was sie nachahmte: so ward ihnen alles Fremde eigen, und alles Eigne gelangte in ihrer Hand zur eigenthümlichen Vollendung. In einer Geschichte Griechischer Literatur und Sprache müßten diese zween Vorzüge, über deren Beschaffenheit, Gränzen und herrliche Wirkungen noch wenig versucht worden, zum Grunde liegen: nemlich wie fern dieselbe den Adel des Ursprünglichen, und das Herrenrecht des Eigenthümlichen gehabt, erhalten und genutzt habe.

Eine Sprache, in welcher kaum die Literatur empfangen ist, und die die ganze Gestalt derselben nach einer andern bildet, verliert eben damit wenigstens als gelehrte Sprache, ihr Originaleigenthum. Unter diesen Ueberwundenen war die Römische die erste, die, in den Gränzen gelehrter Bearbeitung betrachtet, ganz nach der Griechischen ist. Es ist erstaunend, wie tiefe Eindrücke dies bis in das Innere ihrer Literatur gemacht, die fast nie eigenthümlich geworden, als wo sie es seyn mußte.

Da nach Wiederaufweckung der Wissenschaften alle Völker Europens, die nicht Barbaren blieben, von Athen und Rom aus Gesetze und Muster bekommen haben, und unsere heilige Sprache dem Orient entwandt ist: so giebt es unzählige Merkmale dieses Fremden und Seltenen in unserer Literatur und Sprache. Hierüber könnte ein Cellarius, der das für den Geist wäre, was unser Cellarius mit seiner latinitate ecclesiastica, cadente, prolapsa etc. für nichts als Worte ist, ein tiefsinniges und gelehrtes Werk schreiben: was unsere Literatur von der Sprache bis zur Form ganzer Wissenschaften von den Morgenländern, Griechen und Römern habe?

Wie sehr unsere Sprache sich in einigen Jahrhunderten mit Leib und Seele geändert habe, würde ein Sprachkundiger mit Erstaunen sehen, der den verschiedenen Geist ihrer ältesten Ueberbleibsel, und ihrer Hauptwerke in verschiedenen Zeitpunkten grammatisch und philosophisch schätzen, und eine Geschichte derselben liefern könnte, die wir noch nicht haben.

So leicht unsre Handwerksrecensenten es halten, über Uebersetzer hoch einher zu fahren, und ihnen Sprachfehler zu zeigen: so halte ichs für die feinste Kritik, genau den Mittelstrich zeigen zu können, „wie ein Uebersetzer seinen beiden Sprachen nicht auf ein Haar zu nahe treten müssen, der, aus welcher und in welche er übersetzt." Eine zu laxe Uebersetzung, die unsere Kunstrichter gemeiniglich frei und ungezwungen nennen, sündigt wider beide: der einen thut sie kein Genüge, der andern erweckt sie keine Früchte. Eine zu sehr anpassende Uebersetzung, die leichte muntere Seelen sclavisch schelten, ist weit schwerer, sie eifert für beide Sprachen, und wird selten so geschätzt als sie es verdient. Da ein solcher Autor überall versuchen, anpassen, wagen muß: so erbeutet er von unsern Censoren mit hohen Augenbraun, daß sie ihn über drei mißrathene Versuche verschreien, alles Gewagte in ihm für Sprachfehler nehmen, und den Proben eines Künstlers, wie Lehrlingsstücken eines Schülers, begegnen. So ging es Abbten mit seinem Sallust. Wenn sich ein muntrer Jüngling für sein Vaterland wagt: so wünsche ich ihm einen alten Verständigen zur Seite: nur daß dieser nicht vorgehe: und hat sich ja jener zu weit verirrt, so führe ihn ein Genius, wie ein unsichtbarer Menschenfreund, wieder zu den Seinen. —

Wäre aus allem, was ich gesagt, nichts zu sehen: so doch, was es für eine mißliche Sache mit dem Ideal einer Sprache sey? es giebt so verschiedene und ausschließende Vollkommenheiten derselben, wenn man sie in verschiedenen Lebensaltern, zu verschiedenen Zwecken, auf verschiedenen Stufen betrachtet,

daß, je mehr ich über dies Ideal nachdenke, desto mehr fließen die Farben in ihm zusammen: es wird eine Luftgestalt, die mein Auge blendete, die es verwirret — und endlich ist doch alles verflogen.

Ich lasse also einen andern für mich reden, und setze blos einzelne Worte hinzu, die bestimmen sollen, was er nicht genau, und anwenden sollen, was er vortrefflich sagt.

15.

Beschluß über das Ideal der Sprache. *)

„Wenn man Werkzeuge nicht so vollkommen „haben kann, als man sie wünschet: so muß man „aus den vorräthigen zu machen suchen, was sich „daraus machen läßt. Leibnitzens gelehrte Sprache „ist nicht zu bekommen: wie könnten wir uns der „Deutschen z. E. noch am bequemsten zu „den Wissenschaften bedienen? Diese Frage dürf„te allenfalls eine andere als Vorläuferin haben, „welche unter denen in Europa recht bekannt gewor„denen Sprachen der Idealvollkommenheit einer „Sprache, die Worte braucht, am nächsten kömmt. „Eine gar nicht weitläufige Metaphysik der Sprache „würde uns diese Idealvollkommenheit wenigstens „einigermaßen kennen lernen.“ Will man sie etwas

*) Lit. Br. Th. 17. p. 180.

mehr, als einigermaßen, kennen lernen, und auf beide Fragen so viel antworten, als sie fragen: so dürfte es mit etwas Metaphysik nicht abgethan seyn, die gewiß nicht blos weit, sondern auch tief seyn müßte. Abbt überdachte sie fliegend, und freilich dünkt uns im Fluge eine Gegend kleiner, als wenn wir sie mit unsern Schritten durchmessen sollen. Bei beiden Antworten muß das divide! doch das erste Wort seyn, und so bald wir die Frage in ihre Klassen, nach verschiedenen Wissenschaften, Zwecken, Zeiten, Nationen, Spracharten zertheilen, und wir jeden abgeschnittenen Theil wieder zu einem ganzen Polypen lebendig werden sehen: so wird man es glauben, daß die reichste Antwort noch immer zu wenig liefere.

„Man kann die Sprache unter zwei Augpunk„ten betrachten, in sofern sie einmal unverbundene „und unzusammenhängende Begriffe vorstellt; her„nach sofern sie diese Begriffe in Verbindungen an„zeigt."

„Vom ersten Stücke hängt der Reichthum, und „der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Spra„che ab.)" Der Reichthum kann seyn in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder Bilderreich; der zweite abstrakt oder Gedankenreich; und den Unterschied von beiden habe ich zu zeigen gesucht. — Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung, sondern muß aus der Natur der Sprach- und Hörwerkzeuge erklärt werden, wenn wir eine Prosodie auf philosophischem Grunde haben wollen.

„Das erste Stück ist solcher Vollkommenheiten „fähig, die mit dem Tode der Sprache, wenn sie „aufhört, Landessprache zu seyn, verlöschen.)“ Nicht blos mit dem Tode der Sprache, sondern mit jedem Lebensalter gehen gewisse Vollkommenheiten verloren, die durch Vollkommenheiten eines andern Lebensalters ersetzt werden. So lange sich eine Sprache bildet, als Sprache der Nothwendigkeit, ist bei allen Ungemächlichkeiten der Armuth ihr Vortheil Stärke: wenn die Sprache noch nicht Bücher- aber Liedersprache ist: so hat sie Reichthum an Bildern, und den höchsten Wohlklang: Wird sie Sprache des sittlichen Volks: so bekommt sie mehr Reichthum an politischen Ausdrücken, allein der hohe Wohlklang und das Bildervolle mildert sich: Als Büchersprache wird sie reicher an Begriffen; allein der poetische Wohlklang wird Prose; das Bild wird Gleichniß: die mahlenden klingenden Beiwörter verlieren sich: Die philosophische Sprache ist sie bestimmt, aber arm; verliert Synonymen; und Bilder und Wohlklang achtet sie nicht. Dichterisch ist eine Sprache am vollkommensten, ehe sie; und philosophisch wäre sie am vollkommensten, wenn sie blos geschrieben wird: am brauchbarsten und bequemsten, wenn sie gesprochen und geschrieben wird. Indessen fodert und verdient die Frage; was geht mit dem Leben einer Sprache verloren? die würdigste Auflösung.

„Es ist doch unstreitig, daß außer den fünf „Selbstlautern noch viele Zwischenlaute hätten ange„bracht werden können; so wie die vorhergehende und „nachfolgende Bewegung der Redewerkzeuge zu solchen „Lauten noch weit mannigfaltiger einzurichten wäre.)“ Nach der Bewegung der Redewerkzeuge haben wir

wirklich mehr Selbstlauter als fünfe: weil diese fünfe mit verschiedener Höhe und Tiefe, Länge und Kürze ausgedruckt werden. Daß wir nun nicht für diese Zwischenlaute neue Zeichen, wenigstens Unterscheidungen haben: ist eine große Unvollkommenheit unserer Orthographie, die unter allen mir bekannten Europäischen Sprachen die letzte und für einen Lehrling die schwerste seyn dürfte. Wer wird *Meer* und *mehr*, *Zehn*, *Zeen*, *Zähn*, *zähe* u. s. w. als Fremdling bestimmt finden? Was wir bei I zu viel an Zeichen haben, ist bei A und E zu wenig. — Und brauchen wir Accente nicht noch immer, obgleich unsere Sprache kurzsylbig und eintönig ist? Der Lächerliche Fehler mit *Ge's-pen-stern*, statt *Gespe'nstern*; mit *ve'rg-lich*, statt *ver-glìch*; mit *Enterbēter*, statt *Ent-e'rbeter*: ist doch bei Lehrlingen immer möglich, da er uns gebohrnen Deutschen manchmal in Gedanken und bei verzerrtem Druck, oder verzerrter Hand anwandeln kann. Bei vielen Wörtern ändert sich ja die Bedeutung selbst; z. E. *unterha'lten* und *u'nterhalten*, *überse'tzen* und *u'ebersetzen*, *Ueberse'tzer* und *Ue'bersetzer* sind ja himmelweit verschieden. Nicht blos zu dem Hebräischen *Schin* fehlt uns das Zeichen, weil ich Geschmack als ein Fremder immer eher *Ges-chmack* lesen werde; sondern man kann überhaupt den Mangel unserer Zeichenschrift am besten aus *Reise-* und *Erdbeschreibungen* sehen, wenn die Namen fremder Sprachen in unsern Buchstaben sich kaum mehr erkennen. — Soll unser Hexameter ausstehlich werden; so muß er Accente haben, und der erste Dichter, der sich die Mühe geben wird, Griechische Hexameter zu machen, wird

wird sich auch der Accente nicht schämen, weil er sie vor allen am wenigsten braucht. Sollte unsere Sprache sterben: Himmel! wie schlecht würde man sie aus Büchern lernen; um sie auszubilden stelle man sie sich todt vor; man nutze die Provinzialismen, um sie zu bestimmen. Man mache sie bestimmt, wie eine todte, und fruchtbar, wie eine lebendige seyn kann.

„Bei der Verbindung der Begriffe kommt es „hauptsächlich an: 1) ob man sie durch bloße Abänderung des Ausdrucks für eine jede Idee; oder „2) durch Zwischensetzung kleiner Worte, oder 3) durch „die bloße Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn „diese drei Fälle sind, glaube ich, blos möglich." Der erste Fall ist der einfachste, und bei dem Anfange jeder Sprache der geradeste gewesen; er ist daher noch bei den heutigen Sprachen von antikem Karakter sehr sichtbar; gut für Dichter, aber unphilosophisch. Der mittelste ist am üblichsten, bei der Deutschen Sprache sehr gebräuchlich; und für die Sprache des gemeinen Lebens bequem. Aber weil diese zwischengeschobene kleine Worte nicht Accent genug haben, und doch nicht wie die wenigen Wörterchen der alten Griechen, auch nicht ganz ohne Accent sind; so entstehet daraus die Unbestimmtheit der Prosodie, die unsern neuen Sprachen so lästig fällt. — Der dritte Fall ist der philosophischvollkommene; und wenn Leibnizens allgemeine Sprache ja möglich wäre; so wäre es eine Algebra, wo die Verbindung der Ideen sehr von ihrer Stellung abhenge.

„2) Was für Gesetze man zur Folge einer ge-

„wissen Anzahl von Ideen, die in Verbindung ste-„hen, annehmen wolle. Hier ist das Hauptgesetz; „man lasse sie in der Ordnung folgen, die der Faß-„lichkeit des Gedanken und dem jedesmaligen Zweck „des Redenden gemäß ist. Nun kann der Zweck des „Redenden in tausend Fällen nur einerlei seyn; also „wird es eine gewisse allgemeine Construktionsord-„nung geben; hundertmal aber giebt es einen „besondern Zweck des Redners, und dann ist dieje-„nige Sprache die beste, welche räumig genug ge-„schürzt ist, um ihre Ordnung nach diesem Zweck „wenden zu können. Ein geringes Nachdenken über-„zeugt uns, daß wir in unsern jetzigen Sprachen ei-„ne Menge besonderer Zwecke gar nicht durch die „Wortfügung anzuzeigen vermögend sind, sondern sie „nur aus dem Zusammenhange unserer Gedanken „müssen errathen lassen. Unvollkommenheit der Spra-„che!" Ueber diesen philosophischen Artikel kann das Fragment ein Commentar seyn, das unsern Nachtheil nach der Griechischen und Lateinischen, aber Vortheil vor der Französischen Sprache zeigt.

Man muß die Worte so ordnen, daß sie bei aller möglichen Kürze keine doppelte Beziehung der Abhängigkeit leiden: Diese Zweydeutigkeit ist am ersten in Sprachen zu besorgen, die wenige Casus z. E. den Nominativ und Accusativ gleich haben; die nach dem vorigen zweiten Fall mit Zuschiebung kleiner Wörter flektiren, und bei denen die Construktionsordnung wenig bestimmt ist. Die erste Unvollkommenheit äußert sich bei der Französischen; die zweite bei dem schleppenden Perioden der Deutschen, und die dritte bei den elenden Lateini-

schen Perioden neuerer Bücher, die sich jede Inversion erlauben, weil sie die Gesetze der alten Römer in ihrem vortrefflichen Perioden nicht kennen, der nichts unbestimmt läßt, und doch für das Auge und Ohr zugleich schreibt.

„Nach dieser Vorschrift müssen wir die Sprache „der Schriftsteller ausbilden; denn dem Sprechenden „helfen Geberden und der Ton der Stimme den „wahren Verstand bestimmen, dahingegen alles dies „im Buche wegfallt.)“ Jetzt setze ich folgende wahre Beobachtung Samuel Johnsons dazu: „Es „giebt Worte, deren Sinn allzufein ist, als daß man „ihn mit Worten sollte fassen, und in eine Um„schreibung bringen können. Das sind diejenigen „Worte, welche die Sprachlehrer particulas exple„tivas, oder ausfüllende Wörter nennen. In tod„ten Sprachen übersieht man sie als leere Töne; „als Töne, die zu anders nichts dienen, als einen „Vers auszufüllen, oder einen Perioden wohlklingen„der zu machen. Aber in lebenden Sprachen wird „man bald inne, daß dergleichen Wörter mehr, als „ausfüllende Wörter sind, daß sie Kraft und Leben „haben, ob man gleich ihren Nachdruck mit andern „Worten nicht ausdrucken kann.“ Dies wird jedem bei dem Lesen Homers unzähligemal beifallen; Füllwörter, wo alle leben und je öfter, desto kräftiger wiederkommen. Ich mache mich auf eine Menge Einwürfe gefaßt, die man meinem Gefühl einer in Bücher lebenden Sprache machen wird. Ich antworte aber: urtheile nicht aus der Grammatik, sondern lies, als ob du hörest.

„Durch was für Künste haben es die Franzo-

„sen dahin gebracht, daß man ihre Sprache, die „Sprache der Vernunft nennet?)" Ich glaube, drei Ursachen dazu angeben zu können. Ihre Sprache hat bei ihrer Bildung, durch welche Ursachen es auch seyn möge, eine gewisse Regelmäßigkeit sich eingedrückt, die unsere Sprache nicht hat. Da ihre Construktionsordnung bestimmt ist: so kommt man minder in die Verlegenheit, sich schielend auszudrücken. Zweitens: man hat an sie so viel Politur angewandt, als nicht viel andere lebende Sprachen erhalten haben: zu einer Zeit, da Deutschland noch Barbarisch oder Lateinisch schrieb, feilte man schon lange an ihr, weil die Franzosen immer lieber für ein Publikum und schönes Publikum schreiben, wenn der Deutsche für Studierstuben und Katheder schrieb. So wie die alten Gallier zur höchsten Obrigkeit ein Weiberrathhaus hatten: so ward das schöne Geschlecht auch bald der Mittelpunkt ihres gelehrten Kreises: man sah die Bücher immer mehr für schriftliche Gespräche, für Unterredungen im schönen Ton an: und gab sich also die unterhaltende Miene eines Vernünftlers. Statt daß ich drittens an alle die öffentlichen Anstalten gedenken sollte, die der Sprache aufgeholfen, will ich blos dazu setzen, daß die Französische Sprache auch nichts wäre, wenn sie nicht dies Lob erbeutet hätte: zur Musik elend; wässerig, nervenlos, unharmonisch für die Poesie; zu unbestimmt für die hohe Weltweisheit, hat sie ihr Glück eben durch eine Mittelmäßigkeit gemacht, die weder in Weltweisheit, noch Dichtkunst eine hohe Stufe erreicht. Premontval *) urtheilt nicht unbillig:

*) Premontval préservatif contre la coruption P. 1.

„soll ich bei ihrem großen Glücke einen Vorzugstitel „für sie ausfinden: so würde ich ihn in einer gewis„sen Gleichung mittelmäßiger Eigenschaften suchen. „Nicht so sanft, als die Italienische; nicht so „majestätisch, als die Spanische; weniger zu„sammengedrängt, als die Englische; an Nach„druck weit unter der Deutschen; an Reichthum, „an Ueberfluß fast unter jeder Sprache Europens; „hat sie doch bei ihrer Armuth, Mittel, Nachdruck, „Kürze, Majestät und Süßigkeit genug, um ein „sehr schäßbares Werkzeug der menschlichen Gedanken „zu seyn. Insonderheit legt die Klarheit und Poli„tesse, die sie karakterisiren, ihr großen Werth bei." So wie nun ein hübscher, artiger Mensch, deutlich und vernünftig in Gesprächen, im Umgange mehr gelitten wird, als ein tiefsinniger, stiller Mann, so hat auch die Französische Sprache für der Deutschen sich das Lob des Verstandes geben lassen, da die unsrige sich den Titel einer Sprache der Vernunft anmaaßen könnte.

„Stellt eine philosophische Materie, die ungefähr „mit gleicher Genauigkeit in zwo Sprachen vorgetra„gen worden, in der einen sich klärer, netter und „überzeugender dar, als in der andern?)" Ja! und Exempel bestätigen dies allerdings. Eine tiefe philosophische Materie kann sich in der alten reinen Lateinischen Sprache nicht so klar, so nett, so über„zeugend ausdrücken, als in einer gewissen neuern Lateinischen Sprache, die eben deswegen noch nicht barbarisch ist, weil sie von den Worten der Alten abgeht. In den Schriften des philosophischen Baum-

garten herrscht ein gewisser ächter Römischer Geist, feine Blumen, die gleichsam selbst aus seiner Weltweisheit zu wachsen scheinen, und nicht über dieselbe gestreuet sind: eine so nachdrückliche Kürze, daß jeder Gedanke sich ein Wort selbst zu schaffen scheint: kurz eine Sprache, die nicht netter und überzeugender und für den denkenden Leser klärer seyn kann. Ich habe mich gezwungen, mir diesen Eigensinn auszureden, weil andere sie eben für barbarisch, oft spielend und dunkel hielten: ich fieng an in das fliessende Latein der Schriften des Cicero zu übersetzen, zu umschreiben, zu verschönern; und der Geist der Philosophie war weg. Nun versuche man gar die Uebersetzung in eine andere Sprache: und es wird immer noch mehr verlieren. Die Ursache davon liegt in dem Karakter der Sprache, die zu dieser Materie gleichsam die Fugen ihrer Gelenkigkeit gebildet hat, und an dem geschickten Schriftsteller, der sich in diese Fugen zu schicken weiß. „Daß also Dinge in der einen „Sprache sich besser ausdrücken lassen, als in der an„dern, kann eines Theils von der Subtilität der Ge„danken herkommen; zweitens, daß man an ihre „trockene Bezeichnung bei dem einen Volk mehr ge„wöhnt ist, als bei dem andern.“ Theils von dem Schriftsteller selbst, der als Erfinder der Gedanken, auch zugleich ein gewisses Haus- und Herrnrecht über den Ausdruck hat, in dem selten ein Uebersetzer ihm nachfolgen kann und darf; weil er theils nicht mit dem Feuer des Schriftstellers selbst denkt, theils lieber aus Furcht den Gedanken dem Worte aufopfert. Nach diesen drei Ursachen muß sich so ziemlich eine Landkarte entwerfen lassen, wiefern ge-

wisse Materien in gewissen Sprachen sich vorzüglich schön behandeln lassen.

Materien der Weltweisheit theilen sich am leichtesten jeder ausgebildeten Sprache mit, weil man hier vorzüglich die Richtigkeit und Deutlichkeit der Begriffe zum Hauptaugenmerk hat, und diese sich in jeder über das Sinnliche erhabenen Sprache, obgleich nicht überall gleich leicht, erreichen läßt. Daß man an die neuere Lateinische Sprache hierinn so viel Werth geknüpfet, die Weltweisheit gleichsam nach ihren Worten bequemet, und den Begriff einem Ausdruck zu gut erfunden: ist durch eine langwierige Gewohnheit uns fast zur zweiten Natur geworden, und muß sowohl nützlich als schädlich werden können, wovon zur andern Zeit geredet werden soll.

„Eine Sprache, die wenig Unterschied in den „Zeiten angeben, wenig ohne Hülfswörter thun, nicht „leicht einen Modus für den andern setzen kann, ist „nicht sonderlich zur Geschichte geschickt, wie z. „E. die Deutsche. Wir haben gar keinen Begriff „von den temporibus der Griechischen Sprache. „Der Deutsche hat selten das Gefühl von dem Un„terschiede der beiden temporum praeteritorum der „Franzosen, daß aus der Verwechselung oft lächerli„che Mißverständnisse entstehen.“ Indessen ist diese Ungemächlichkeit nicht ohne Hülfe, und unbeträchtlich sogar. Sie ist nur in einzelnen Theilen des Perioden: in ganzen Inversionen haben wir sogar vor dem Franzosen viele Vortheile; und wenn einige große Männer bei uns die historische Periode in Gang bringen, und selbst als Originale vorleuchten und locken werden; wenn man statt der Auszüge es un-

ternehmen wird, einzelne Zeitpunkte der Geschichte mit allem Fleiß zu bearbeiten: so wird unsere Sprache so leicht Muster im historischen Styl bekommen, als sie schon in der Weltweisheit hat.

Schöne Prose ist schon mehr in die Idiotismen verwebt; und unsere Sprache hat also in dieser Schreibart viel von der Französischen gewonnen. Poesie ist beinahe in ihren Schönheiten unübersetzbar, weil hier der Wohlklang, der Reim, einzelne Theile der Rede, Zusammensetzung der Worte, Bildung der Redarten, alles Schönheit giebt.

Aus allem diesem folgt, daß unsere Sprache unstreitig von vielen andern was lernen kann, in denen sich dies und jenes besser ausdrücken läßt (sollte es auch nur das Schimpfen seyn, wozu den Critikern gemeiniglich das schönste Latein gedienet); daß sie von der Griechischen die Einfalt und Würde des Ausdrucks, von der Lateinischen die Nettigkeit des mittlern Styls, von der Englischen die kurze Fülle, von der Französischen die muntere Lebhaftigkeit, und der Italienischen ein sanftes Malerische lernen könne. Allein man sieht auch, daß in jeder Gattung der Schreibart kein Genie sich seiner Muttersprache schämen oder sich über sie beklagen darf, weil überhaupt für einen jeden vortrefflichen Schriftsteller die Gedanken Söhne des Himmels, die Worte Töchter der Erde sind.

Inhalt der ersten Sammlung.

Seite.

I. Einleitung. Die Sprache wird überhaupt betrachtet.

1. Wie sie als Werkzeug der Wissenschaften ausgebildet werden müsse. 3
2. Wie sie sich als Behältniß und Inhalt der Literatur betrachten lasse bei Menschen überhaupt, bei einer Nation, bei einem Stück der Literatur, bei einer Schule, und bei einem Schriftsteller . . . 8
3. Wie fern sie den Wissenschaften Form gebe: Schranken der menschlichen Erkenntniß überhaupt, Gestalt der Literatur eines Volks, und jedem denkenden Kopf eigne Gesichtsbildung. 14
4. Michaelis Preisschrift über die Sprachen wird hiernach beurtheilt. . . . 20
5. Noch rückständige Fragen vorgelegt: . 25
6. Auf unsere Sprache angewandt, . 27
7. Und mit einem Amen beschlossen. . 30

II. Fragmente über die Eigenheit unserer Sprache. 31

1. In ihren barbarischen Consonanten, die durch Doppellauter verstärkt, . . . 32
2. Durch mehr als fünf Selbstlauter abgewechselt und durch Hauche gemildert werden. 33
3. Ueber die Sylbenmaaße, die unserer Sprache natürlich sind. 40
4. Vorschläge über das Klopstockische freie Sylbenmaaß zu Dithyramben, Oden, Cantaten lyrischen Gemälden zum Theater und zur Deklamation. . . . 43

Inhalt.

Seite.

5. Das sogenannte Brittische Sylbenmaaß für unsere Sprache betrachtet; und von dem lebenden Wohllaute derselben. . . . 47
6. Ueber die Machtwörter unserer Sprache, und wer aus ihnen unsere Sprache verstärket? 52
7. Aussicht über die Inversionen überhaupt, die 57
8. Auf neuere Sprachen, die Deutsche und Französische, vornehmlich angewandt wird. . 61
9. Anpreisung idiotistischer Schönheit für Schriftsteller der Laune, für Dichter und Prosaisten des Umganges: Idiotismen sind der Nation, den Schriftstellern selbst, und den Sprachweisen nützlich. 67
10. Was könnte man unserer Schreibart für Charakter geben? Vor welchen Abwegen hat sie sich zu hüten? 75
11. Charakter einiger neuern eigenthümlichen Schriftsteller. 87
12. Zugabe, die von classischen Schriften unserer Nation redet. 99

III. Fragmente über die Bildung einer Sprache: wo ein Roman von ihren Lebensaltern voraus geschickt, und ein Weg eröffnet wird, sie zu erklären. 104
1. Ein Labsal auf diesen Weg: wie angenehm, wie nützlich, wie unsicher es sey, über den Ursprung einer Erfindung, und insonderheit der Sprache, zu philosophiren! . . 111
2. Ob man einen göttlichen Ursprung annehmen müsse? Beiläufig wird die Süßmilchische Schrift geprüfet. 118
3. Von der Sprache eines Volks in ihrer Kindheit, nach einzelnen Merkmalen errathen. 122
4. Wie ferne sich eine poetische Sprache daraus machen 131
5. Und von uns nachmachen läßt? z. E. in Homers Sylbenmaaßen, Periodenlenkung und lebenden Rhythmus? . . . 134
6. In Inversionen? in Machtwörtern? Warum ich hierüber blos Homer zum Beispiel nehme? 142

Inhalt.

Seite.

7. Ueber das männliche Alter der Sprache. Wie in ihm die Poesie Kunst, und Prose die Natursprache ward? Jenes am Tyrtäus, den Theaterdichtern, und Pindar . . 144
8. Dies an Herodot, Xenophon und Plato gezeigt: wo die schöne Prose nicht weiter verfolgt, ... 152
9. Und Geddes Buch über die Schreibart der Alten beurtheilt wird. . . . 158
10. Von der philosophischen Sprache im strengsten Verstande; einigermaaßen an Baumgartens Schriften gezeigt. . . . 161
11. Michaelis Einwendungen gegen die gelehrte Sprache werden geprüft. . . 167
12. Wie viel die philosophische Sprache nachlasse, daß sie für uns fruchtbar, sicher, bequem und bildend sey? 170
13. Hiernach bekommen alle Plane zur Verbesserung der Sprache ihre Richtung: von der philosophischen Seite werden die Sulzerschen Vorschläge erwägt: 177
14. Und wiefern Uebersetzungen Mittel zur Sprachenverbesserung sind, im Ganzen betrachtet. 184
15. Beschluß über das Ideal der Sprache, mit Zusätzen begleitet. 189

SBB013401355989

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>, / Müller, Johannes / Heyne, J. F.

J. G. von Herders sämmtliche Werke

Bd.: 17

Carlsruhe 1821

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.363(17

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720628-1